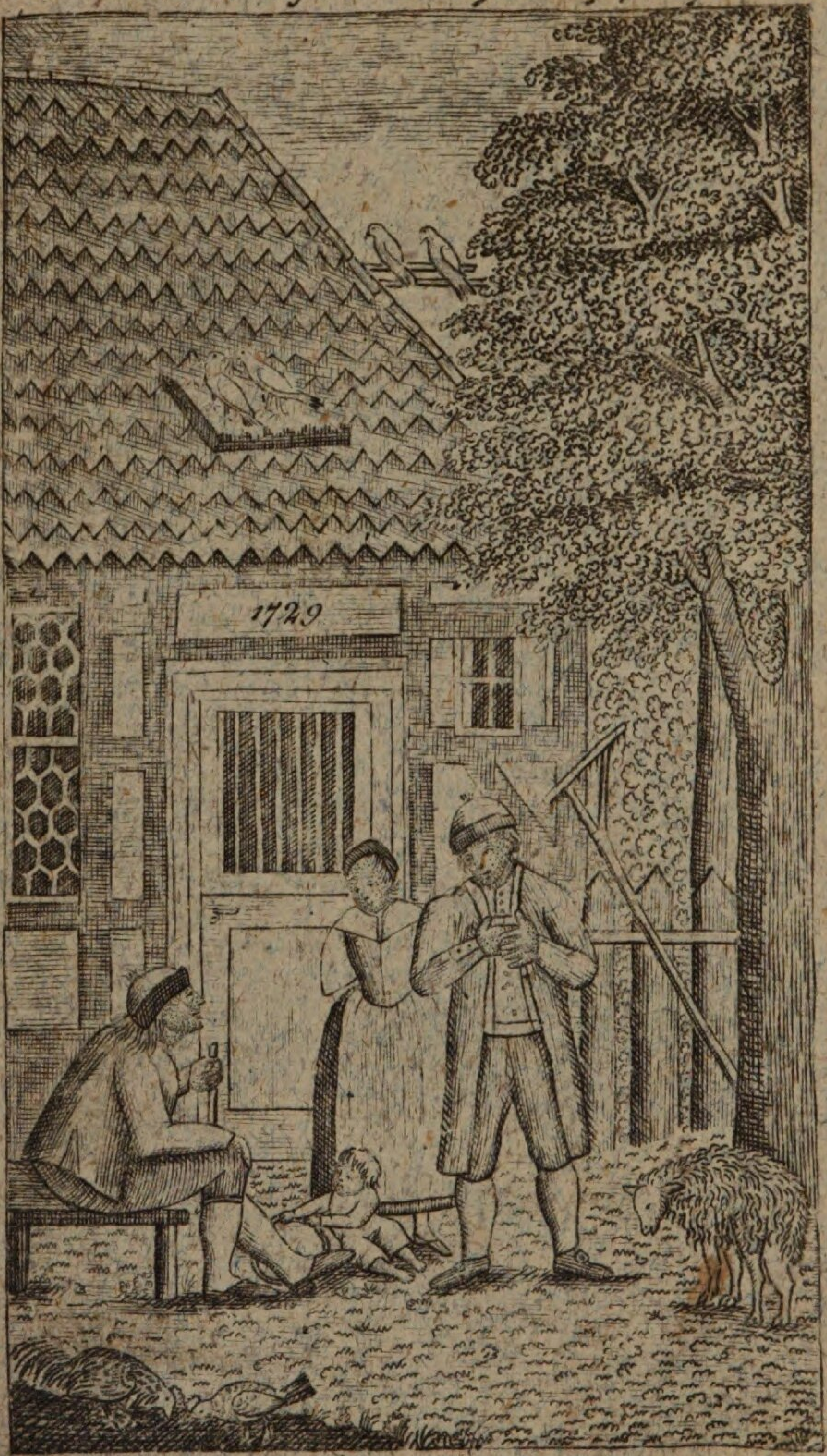
<36601531070012

<36601531070012

Bayer. Staatsbibliothek

Zu Nr. 19 im I. Theile gehörig



Ich fühle daß ich bald sterben werde.

Der
Kinderfreund.
Ein
Lesebuch
zum Gebrauche
in Landschulen

von
Friedrich Eberhard von Rochow
Erbherrn auf Reckan rc. rc.

Für
einen Theil Oberdeutschlands
besonders
für Franken bearbeitet

von
Joh. Ferd. Schlez.

Zwey Theile.
Neue, mit Schulgebeten und Bildern vermehrte
Auflage.

Nürnberg,
bey Ernst Christoph Grattenauer
1812.

B.S.B
MÜNCHEN

07/92/902

Vorbericht
zur Original-Ausgabe.

Diess Buch ist der Armen wegen so wohlfeil, und muß, wo es zum Gebrauch in Schulen bestimmt wird, in jedes Schulkindes Händen seyn; sonst könnten viele Kinder zugleich daraus nicht lesen lernen.

Ich habe durch dieses Buch

1. Uibungen der Aufmerksamkeit, dadurch, daß, wenn ein Kind laut liest, ein anderes, ausser der Reihe, und oft mitten in der Periode, zum Fortlesen aufgerufen wird;

2. Sprachübungen, in deutlichern und verständlichern Ausdrücken;

3. Einen leichtern Erzählungs- und Gesprächston; und

4. Vorbereitungen zur christlichen Tugend, befördern wollen.

Eine Erdkugel, ein Vergrößerungsglas und ein Magnet, welches alles doch nur sehr einfach und daher wohlfeil seyn muß, werden den nützlichen Gebrauch dieser Buchs sehr erleichtern, das so lange, bis ein beßres da ist, hinlänglich seyn wird, die große Lücke zwischen Fibel und Bibel, im Unterrichte auszufüllen.

F. E. von Rochow.

Vorrede
zur vierten Auflage.

Bey dieser vierten Auflage des Kinderfreundes ist nur hier und da eine kleine Abänderung gemacht, um nicht in Schulen, wo Abdrücke von den vorigen Auflagen schon eingeführt sind, Verwirrung zu veranlassen. Blos die letzte Nummer des ersten Theils ist ganz neu hinzu gekommen, weil sie Vorbereitung auf die mit lateinischen Buchstaben abgedruckten Lesestücke im zweyten Theile seyn sollte. Zu dem Gebrauche der lateinischen Schrift bey einigen Nummern, wurde ich durch das in den wirzburgischen Schulen eingeführte Lesebuch veranlaßt. Allerdings wird es jetzt, wo die lateinische Schrift so häufig zu deutschen Büchern gebraucht wird, fast zur Nothwendigkeit, auch die Dorfjugend mit derselben bekannt zu machen. Aber wie soll man das, wenn kein Lesebuch mit lateinischer Schrift vorhanden ist? — Vielleicht können die hier eingeschalteten Nummern diesem Bedürfnisse einigermaßen abhelfen.

Von der, in dem Vorberichte zur dritten Auflage versprochenen Sammlung von Katechisationen über den Kinderfreund, sind nun 5 Hefte, unter dem Titel: Lorenz Richard's Unterhaltungen über den Kinderfreund des Herrn von Rochow, in der Felßeckerischen Buchhandlung zu Nürnberg erschienen. Noch drey Hefte folgen nach, und das Ganze kostet 2 fl. 40 kr. rhn. Schullehrer, die nicht selbst schon Uebung genug haben, werden daraus wenigstens einigermaßen lernen können, wie das Buch auf die zweckmäßigste Art zu gebrauchen sey. Mrt. Ippsheim am 15. Jan. 1798.

Schlez.

Schul-

Schulgebete.

Vormittags, vor der Schule.

Lieber Gott und Vater, mit Freuden versammeln wir uns diesen Morgen wieder in unserer Schule, um recht viel Gutes zu lernen und dadurch weiser, besser, glücklicher, den Nebenmenschen nützlicher und Dir wohlgefälliger zu werden. Dir verdanken wir's, daß wir gesund und munter erwacht sind und wieder in unsern Lehrstunden erscheinen können. Wir wollen aber auch unserm lieben Lehrer seine Arbeit durch Aufmerksamkeit, Fleiß, Ordnung und Stille versüßen, seinen guten Ermahnungen folgen, und auch unsern Aeltern ihre Liebe durch Gehorsam und gute Sitten zu vergelten suchen, damit es uns jedermann abmerke, wie viel Gutes wir in der Schule gelernt haben und wie nützlich es ist, die schönen Lehren des Christenthums zu kennen. Du bist der Vergelter alles Guten! Belohne denn auch, o lieber Gott, alle guten Menschen, die sich unserer annehmen und uns zu glücklichen und brauchbaren Leuten zu erziehen suchen. Laß uns durch die Versuchungen zum Bösen nicht verführt werden, damit wir nicht als solche, die Deinen Willen wissen und nicht dar-

darnach thun, doppelte Strafe leiden: sondern uns vielmehr alle mit einander, wie wir hier einmüthig in der Schule versammelt sind, dort im Himmel wieder finden, Amen.

Vormittags,

nach der Schule.

Dank sey dir gesagt, lieber, guter Gott, daß wir wieder in so vielen nützlichen Sachen unterrichtet worden sind, wodurch wir nicht nur klüger, sondern auch besser und dir wohlgefälliger werden sollen. O wie unglücklich wären wir, wenn unsre lieben Aeltern uns nicht unterrichten und zum Guten erziehen ließen! In der Rohheit würden wir aufwachsen, wie wilde Bäume; vor Unglück würden wir uns nicht hüten; die Leiden würden wir nicht mit Geduld ertragen und das Glück nicht mit Weisheit genießen können. Wie glücklich waren wir also heute wieder, daß wir in der Schule so viel Nützliches und Schönes gelernt haben! Vergieb uns nur, guter Gott, wenn wir nicht andächtig genug im Gebete gewesen sind! Wir wollen künftig den Verstand, den du uns geschenket hast, immer besser anwenden und zum Guten fleißiger werden. Still und sittsam wollen wir jetzt nach Hause gehn und wieder mit Lust und Begierde zur Schule zurückkommen, damit wir recht geschickte, brauchbare und Dir wohlgefällige Menschen werden, Amen!

Nachmittags,
vor der Schule.

Gesättigt und durch Erholung gestärkt, erscheinen wir wieder in der Schule, lieber himmlischer Vater, um unsre nachmittägigen Lernstunden mit neuer Munterkeit anzufangen. Wir erinnern uns daher gleich anfangs an Deine Allwissenheit und Allgegenwart, vor der wir uns billig mehr scheuen sollten, als vor den Augen unsers Lehrers; denn dieser siehet nur, was vor Augen ist; Du aber, Gott, siehest das Herz an. Wir wollen demnach weder durch fremde Gedanken, noch durch Plaudern oder andre Zerstreuungen, unsre Aufmerksamkeit von dem Unterrichte abziehn; wollen nicht blos lernen, weil wir müssen, sondern weil es uns nützlich ist: auf daß wir unserm lieben Heilande Jesu nachfolgen, der schon als Knabe sein Vergnügen unter den Lehrern im Tempel gesucht, alle Zuhörer durch seine Fragen und Antwort erfreut, und durch kindlichen Gehorsam gegen seine lieben Eltern, uns allen das schönste Beyspiel gegeben hat, Amen!

Nachmittags,
nach der Schule.

Nimm, o gütiger Gott, zum Schluße der öffentlichen Lehrstunden dieses Tages, von uns allen den kindlichen Dank für das viele

Gute, was wir wieder gehört und gelesen haben. O daß wir doch auch alles recht gemerkt hätten, es nimmermehr vergessen und nach Möglichkeit ausüben möchten! So wollen wir denn künftig unsern Fleiß verdoppeln, um alle Tage weiser, besser und nützlicher zu werden. Schon an diesem Abende wollen wir beweisen, daß wir die Schule nicht vergeblich besucht haben. Kein böser Gedanke soll Raum finden in unsern Herzen, noch vielweniger aber sollen Lügen, Flüche oder schandbare Worte aus unserm Munde gehn. Gehorsam und dienstfertig wollen wir seyn gegen unsre Aeltern; friedfertig und liebreich gegen unsre kleinen Freunde; höflich und ehrerbietig gegen jedermann; andächtig im Gebete; fleißig in Erlernung unserer Schulaufgaben und fertig in andern Geschäften:

Daß wir das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genießen,
Und unsern Lauf, mit Freudigkeit,
Wenn Du gebeutst, beschließen.
Amen!

In-

Inhaltsanzeige
des ersten Theils dieses Kinderfreundes.

		Seite
1.	Ein Gebet für kleine Kinder	1
2.	Tischgebete	1
	Allgemeines	1
	Vor Tisch	2
	Nach Tisch	3
3.	Das aufrichtige Kind	3
4.	Das arme Kindermädchen	4
5.	Klaus und Fritze	5
6.	Die Apfelkerne	6
7.	Die kleine Lügnerin	8
8.	Die Mutter und das Kind	8
9.	Wie gut ist es, wenn man etwas Nützliches gelernt hat!	11
10.	Das Vogelnest	12
11.	Aerntelied	13
12.	Von Kinderspielen und Vergnügungen	13
13.	Der kleine Dieb	15
14.	Die ungleichen Brüder	15
15.	Der Baumverderber	16
16.	Der feurige Mann, oder das Irrlicht	17
17.	Ursache und Wirkung	20
18.	Die Mäusefalle	21
19.	Die verständige Mutter	22
20.	Aehnlich und unähnlich	23
21.	Der arme Waise	26
22.	Die gute Magd	27
23.	Der gute Knecht	28

24. Kin-

	Seite
24. Kinderlied	29
25. Der Hirte	30
26. Das wohlthätige Kind	30
27. Der dankbare Sohn	31
28. Die neidische Nachbarin	32
29. Die Dienstfertige	32
30. Die Folgen des Unfriedens	33
31. Der Vater und der Sohn	34
32. Der Furchtsame	36
33. Der Abergläubige	37
34. Allzuviel ist ungesund	37
35. Der böse Knecht	38
36. Gute Gedanken	39
37. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens	39
38. Die Besserung	40
39. Der wohlthätige Arme	41
40. Die Fremden	42
41. Die Tagelöhner	44
42. Der Hehler	45
43. Die beyden Bauern	45
44. Der Zweifler	47
45. Die Rekrutenaushebung	48
46. Die Strafe	49
47. Der Heuchler oder der Augendiener	49
48. Die gute Gewohnheit	50
49. Leckermaul	51
50. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und von der Schädlichkeit des Lasters	52
51. Der gute Landwirth	53
52. Der Selbstbetrug	56
53. Der ordentliche Kranke	57
54. Der Ungeduldige	58

55. Der

Seite
55. Der Sanftmüthige 58
56. Die bösen Bauern 59
57. Der kluge Wirth bei der Theurung . . 60
58. Das Glück der Tugendhaften schon hier auf Erden 60
59. Das Testament 61
60. Der sterbende Jüngling 62
61. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens 63
62. Es ist mehr Gutes, als Böses, in der Welt 64
63. Endzweck und Mittel 65
64. Der gute Soldat 66
65. Die rechtschaffene Frau 67
66. Ein Lied 68
67. Die guten Brautleute 68
68. Briefe 69
69. Die kluge Wahl 71
70. Vom Nutzen der Obrigkeit 72
71. Das Gewitter 73
72. Das Brennglas 75
73. Der Magnet 77
74. Von den Vorzügen des Landlebens . . 80
75. Von dem Wachsthume der Pflanzen . . 83
76. Die Bewegung der Erde um die Sonne . 86
77. Eine kurze Nachricht von der Welt . . 94
78. Von der Erde und den Geschöpfen, die darauf sind 102
79. Der Alte 108
80. Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt manchmal Hans noch 109

Jn-

Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

Seite
1. Ein Räthsel . . . 113
2. Der Unverschämte . . . 113
3. Der Prediger und die Zuhörer . . 114
4. Die Zugvögel . . . 115
5. Wohlseyn. Ein Gespräch . . 117
6. Die beyden Schulkinder . . 119
7. Das Kind und der Vater. Ein Gespräch 120
8. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit . 122
9. Der Geschickte . . . 124
10. Aergernis . . . 125
11. Nächstenliebe . . . 127
12. Der Menschenfreund . . 128
13. Schicksal . . . 129
14. Schaden der Unwissenheit . . 130
15. Vom Wesentlichen und Zufälligen . 131
16. Vom Nutzen des richtigen Denkens beym Wein- und Ackerbau . . 133
17. Vom Nutzen des richtigen Denkens bey der Viehzucht . . . 137
18. Die gute Schwester . . . 138
19. Auch an die Nachkommen muß man denken 139
20. Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu seyn 140
21. Frage eines Schulkindes an seinen Lehrer 141
22. Der Sackbauer, der gerne Pächter seyn wollte 143
23. Die schlechte Hauswirthin aus Unreinlichkeit 144
24. Der Abwendigmacher . . 145
25. Der Eigensinnige . . . 145
26. Der große Zank aus kleinen Ursachen . 146
27. Der Todtschläger . . . 147
28. Das übel angewandte Sprüchwort . 148

29. Ein

Seite

29 Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß 148
30. Die Bienenzucht 149
31. Verachtung des gemeinen Beßten bringt oft eignen Schaden . . . 153
32. Die bösen Drescher . . . 154
33. Der Verschwender . . . 155
34. Der Geitzige, als der größte Thor . 156
35. Die schädliche Erbschaft . . . 157
36. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geitz 158
37. Die Kleinigkeit 159
38. Die schädliche Kur 160
39. Der gute, aber nicht geglaubte Rath . 161
40. Das thörichte Kind 162
41. Die Hausmittel 163
42. Gesundheit und Krankheit. Ein Gespräch 168
43. Was man bey Blatterkrankheiten thun soll 171
44. Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten 178
45. Von den gewissen Kennzeichen des Todes 184
46. Von Nahrungsmitteln . . . 186
47. Von wahren und falschen Freunden . 187
48. Der Großmacher . . . 189
49. Der Kleinmacher . . . 189
50. Die Reisenden . . . 190
51. Der Taschenspieler und der Bauer . 191
52. Der neue Pflug . . . 192
53. Von der Brache und von der Stallfütterung 192
54. Das ordentliche Dorf . . . 198
55. Der Schulze 199
56. Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden 200
57. Der durch Unordnung verarmte Bauer . 201
58. Wodurch du sündigst, dadurch wirst du oft gestraft 202

Seite

59. Fleiß bleibt selten unbelohnt . . 202
60. Das Korn ist wohlfeil . . . 203
61. Von den Eigenschaften eines guten Hirten 204
62. Die Aufhezerinn . . . 205
63. Der Halsstarrige oder Widerspenstige . 206
64. Die Communicanten . . . 208
65. Die großmüthigen Soldaten . . 209
66. Vom Unterschiede zwischen Muth und Tollkühnheit . . . 210
67. Mäßigkeit. Ein Gespräch . . 212
68. Der gewissenlose Wittwer . . 215
69. Die Stiefmutter . . . 216
70. Die schlimme Frau . . . 217
71. Die Lerche. Eine Fabel . . 219
72. Die Glückseligkeit . . . 221
73. Die Insel Terra . . . 222
74. Die Schatzgräberey . . . 224
75. Ich habe mich in der Ursache geirrt . 226
76. Ein Wettergespräch . . . 228
77 Das entdeckte Gespenst . . 230
78. Der Zuhörer, wie er seyn soll . . 231
79. Anton 232
80. Die Wiedererstattung . . 233
81. Der Herr kommt . . . 234
82. Vom glauben und nicht glauben. Ein Gespräch 236
83. Vom Rechtthun. Ein Gespräch . 239
84. Selbstprüfung . . . 242
85. Vierzig Denkreimen . . 246
86. Das Examen . . . 251
87. Von Gottes Segen . . 253
88. Die beliebten Eltern . . 254
89. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten . . 255
90. Beyträge zur Erkenntniß Jesu . 260
91. Der Abschied . . . 267
92. Morgenlied einer frommen Magd . 268
93. Morgenlied des frommen Knechts . 269
94. Lied des frommen Säemanns . 269
95. Lied eines Tagelöhners . . 270
96. Schäferlied im Frühlinge, mit Musik 272

1. Ein Gebet für kleine Kinder.

Viel Böses seh' ich als ein Kind,
Und Böses lernet man geschwind.
Behüt', o Gott, mich jeden Tag,
Daß ich nichts Böses lernen mag!

2. Tischgebete.

Allgemeines Tischgebet.

Ich danke dir, o Gott! daß heut
Uns Kleidung, Speis' und Trank erfreut;
Von dir kommt dieser Segen.
Du giebst, was unser Feld uns trägt,
Durch Luft, die nützlich sich bewegt,
Durch Sonnenschein und Regen.

Behüt' uns, Gott, vor Landesnoth,
Gieb uns Gesundheit, hilf uns Brod
Durch klugen Fleiß erwerben;
Lehr uns der Herrschaft folgsam seyn,
Und Gutes lieben, Böses scheu'n,
Froh leben, selig sterben!

Vor Tisch.

Guter Vater, dessen Güte
Segen streut auf jedes Land,
Immer reich, und niemals müde,
Wohlzuthun, ist deine Hand.
Millionen Menschen stehen
Jeden Augenblick vor dir,
Nach Bedürfniß, mit Begier,
Deine Hülfe zu erflehen:
Und mit jedem Wunsch erneut
Zeigt sich deine Gütigkeit.

Uns auch hast du heute wieder
Sättigend den Tisch besetzt;
Aber, ach! wie viele Brüder,
Bessern Herzens, darben jetzt!
Laß uns denn mit dem zufrieden,
Was du gabst, Erhalter, seyn,
Und auch andre gern erfreu'n,
Denen weniger beschieden.
Lehr uns auch beym Ueberfluß
Mäßig bleiben im Genuß.

Wenn wir dann gestärkt vom Essen
Und erquicket sind vom Trank,
O, so laß uns nicht vergessen,
Guter Geber, unsern Dank.
Laß uns mit geschäft'gen Händen,
Was Beruf und Stand gebeut,
Möglichst gut, mit Heiterkeit
Und in deiner Furcht vollenden.
Dieß zu thun geloben wir,
Gott, aus reinem Herzen dir.

Nach

Nach Tisch.

Dank und Preiß sey dir gebracht,
Geber aller Güter,
Daß du uns so wohl bedacht
Und gesättigt wieder.
Regen, Wind und Sonnenschein
Mußtest du verleihen,
Sollten Thiere, Frucht und Wein
Uns zu gut gedeihen.

Gieb nunmehr, nach deinem Brauch,
Daß zu unserm Leben
Speis' und Trank uns ferner auch
Kraft und Nahrung geben;
Denn beym reichsten Ueberfluß
Müßten wir verschwinden,
Wolltest du mit dem Genuß
Kein Gedeih'n verbinden.

Nimm denn unsern Dank, o Gott,
Für Gedeih'n und Stärke.
Segne ferner unser Brod,
Segne unsre Werke;
Bis wir dich, nach dieser Zeit,
In dem Himmel oben,
Satt und froh in Ewigkeit,
Mit den Engeln loben.

3. Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Acht gegeben hatte; so gestand sie es dem Lehrer gleich und

 sprach:

sprach: „Ich habe nicht recht Acht gegeben; aber ich „will mich bessern. Ich bitte, sagen Sie mir es noch „einmal!" Wenn sie sonst worin gefehlt hatte, und es ihr von ihren Aeltern verwiesen wurde; so begehrte sie sich nicht zu entschuldigen, ihren Fehler zu verkleinern, oder gar zu läugnen; sondern sie sprach: „Ich habe unrecht, und verdiene Strafe, will sie auch „leiden; aber werdet mir nur nachher wieder gut, „liebe Aeltern! Denn das betrübet mich am meisten, „daß ich eure Liebe entbehren soll." Mit solchen Gesinnungen gefällt man Gott und Menschen wohl. 1 Chron. 30, 17. Spr. 2, 7.

Die erste Sünd' ist die, daß man den Herrn beleidigt,
Die zweyte, größer noch, ist, daß man sie vertheidigt.

3. Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bey fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: „Warum weinst du? Fehlt dir et„was? — „Ach!" sagte das Mädchen, „wenn ich „daran gedenke, was aus mir werden wird, dann muß „ich wohl weinen! Die andern Kinder gehen in die „Schule, und lernen viel Gutes, und ich wachse auf „wie Unkraut. Ich selbst habe nichts, um das Schul„geld zu bezahlen; denn ich muß um Brod dienen, „und bleibe also ungeschickt. Wer wird mich in Dienst „nehmen wollen, wenn er geschicktere Leute bekom„men kann! Ich wollte gern die Nacht arbeiten, wenn „ich nur in die Schule gehen und was lernen dürfte!" Da ward die Frau gerührt, und dachte: „Ich will „mich dieses armen Mädchens erbarmen. Gott will, „daß wir Mitleiden mit den Armen haben sollen, und

„je-

„jemand etwas Gutes lernen lassen, ist die größte „Wohlthat, die man ihm erzeigen kann." Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Wochen etliche Stunden in die Schule; und je mehr Gutes das Mädchen lernte, desto treuer und fleißiger arbeitete sie.

Erbarme dich nicht allein deiner eigenen, sondern auch fremder Kinder! Spr. 19, 17.

5. Klaus und Fritze.

Klaus war leichtsinnig und unachtsam; Fritze aber dachte nach, und gab auf alles Acht. Einst gieng Klaus aus der Stadt nach Hause, und eine Weile darauf kam Fritze denselben Weg. Da fand Fritze einen schönen Ring. Vor dem Dorfe lag Klaus unter einem Baume und schlief. Fritze weckte ihn auf, und erzählte ihm sein Glück. Da rieb sich Klaus die Augen, gähnte und sprach: „den hätte ich auch finden können; „denn gewiß hat ihn der Herr verlohren, der mir vor „der Stadt begegnete." — „Warum hast du ihn „denn nicht gefunden?" antwortete Fritze. „O! sagte „Klaus, wer kann auf alles Acht geben!" — Fritze machte darauf bekannt, daß er den Ring gefunden habe, und erhielt von demjenigen, welchem er zugehörte, zehn Thaler zum Geschenke.

Achtsamkeit ist sehr nützlich. Spr. 4, 1. 20, 25.

Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer,
Und mancher fand durch sie sein Glück.
Der Träge träumt, und übersieht im Schlummer
So manchen günst'gen Augenblick.

6. Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset, und wollte so eben auch die sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder, Fritz, aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester! wenn du wüßtest, „was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit „auf.“

Marie. Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Cantor spricht: „wenn man die „Kerne im Herbste oder Frühlinge in die Erde säet, „so kann aus jedem Kerne mit der Zeit ein Baum „werden, der viel schöne Früchte trägt. Da aber die „Bäume nicht über Nacht wachsen, sondern wohl „Zeit haben wollen: so muß man recht frühzeitig an„fangen, dergleichen zu ziehen.“

Da giengen die Kinder sogleich in den Garten, gruben ein Beet herum und säeten alle Kerne, die sie den Herbst über aufsparten, hinein. Im folgenden Jahre wuchsen die kleinen Bäumchen haufenweise hervor. Fritz zog nun die überflüßigen heraus, damit sie nicht allzu hart beysammen stauden, und Marie hielt das Beet von allem Unkraute rein. Nun lernte Fritz von einem Gärtner das Pelzen und Oculiren, und unter andern auch das sogenannte englische Pelzen. Er schnitt nämlich die Stämmchen, wenn sie kaum so dick waren als der kleine Finger eines Kindes, gerade herüber ab, und machte quer durch den Kern einen zolltiefen Spalt, wie man ihn macht, wenn man einen Keil einschlagen will. Nun schnitt er sein Pelzreiß keilförmig, das heißt, er schnitt allenfalls

Dau-

Daumens breit auf zwey Seiten das Reiß so zu, daß es unten scharf wie ein Meissel wurde; dabey aber nahm er sich sehr in Acht, daß er, neben herab, die Schale nicht ablösete. Jetzt steckte er das Reiß in sein Stämmchen, band es fest mit Bast oder Bindfaden zu, und verwahrte es mit Baumwachs, daß die Luft nicht zusammen konnte. Diese Art auf den Kern zu belzen, zog er jeder andern Weise vor, weil hier die Reiser am frühesten aufgesetzt werden können, am leichtesten gedeihen, am schönsten beym Schnitte verheilen, und am schnellsten fortschlagen. Nach ein paar Jahren versetzte er die gebelzten Stämmchen auf den Gütern seines Vaters in sehr weite Gruben, damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten, und band die Bäumchen an Stäbe, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen. Am liebsten versetzte er im Herbste; aber dann machte er's nicht wie manche, die die Aeste sogleich beym Setzen im Herbste schon abstutzen. Erst im Frühlinge schnitt er den überflüßigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet. Kurz, Fritz bekam eine ungemein große Freude zur Baumzucht, und was er anfieng, gerieth ihm wohl. Da nun Fritz und Maria größer wurden, ärnteten sie fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie einst Aepfel pflückten, da sagte Fritz zu Marien: „Ey! „war's nicht gut, daß du die Kerne damals nicht „aufaßest?" Ja wohl! sagte Maria. „Aber wie „gut war es, daß du in die Schule giengst, und solche „gute Sachen lerntest!"

Ein guter Rath ist Goldes werth. Sir. 46, 25.
Achte nichts geringe, das nützlich ist.

7. Die kleine Lügnerin.

Liese war von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaume etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu hohlen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie blos für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher es Liesen verbotten, nicht davon zu naschen. Als Liese wieder kam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da waren von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Aeltern, Lehrer und Obrigkeit befragen, der lüget.

Lügen werden gemeiniglich entdeckt, und wer gelogen hat, wird bestraft.

Ein junger Lügner, ein alter Dieb!

Gott läßt es den Lügnern nicht wohl gehen, und hat einen Abscheu an den falschen Leuten. Ps. 5, 7. Sir. 40, 26—28.

8. Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm bat seine Mutter um Brod; da entstand unter ihnen folgendes Gespräch:

Die Mutter. Ja, mein Sohn! ich will dir's geben, aber weißt du wohl, wovon das Brod herkommt?

Wilhelm. Ihr habt es gebacken, liebe Mutter.

Die Mutter. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, machte es ein, säuerte es mit Sauerteig, daß es aufgieng, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig, den Backofen zu heitzen, und als dieser gehörig warm war, da buck ich den Teig, und es ward eßbares und gesundes Brod. Sieh, mein liebes Kind! so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brod wird. Aber wo kommt denn das Mehl her?

Wilhelm. Aus Korn. Der Müller macht es auf der Mühle.

Die Mutter. Wo kommt denn das Korn her?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde. Mein Vater hat es ja gesäet.

Die Mutter. Nicht allein gesäet, sondern dein Vater hat erst das Land gepflüget, gedüngt, und dann den Saamen hineingesäet, und ihn hinuntergepflügt oder eingeegget. Ist aber nun alles geschehen, mein Sohn?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter! mein Vater hat das Korn geschnitten, gesammelt, gebunden, in die Scheune gebracht, und ausgedroschen.

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn. Aber wer hat es denn gemacht, daß der Saame aufgieng und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Und wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unserer Arbeit? Wer beschützte unser Haus und Feld vor verderblichem Wetter? Dieses alles konnte weder dein Vater, noch sonst irgend ein Mensch.

Aber sieh, mein Kind! alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater, der sie sehr lieb hat, und für sie sorget. Gott, ist sein Name. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater, thut zu unserm Beßten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brod hättest du nicht, mein Kind! wenn Gott es nicht hätte gedeihen lassen. Nicht genug aber, daß der liebe Gott das, was zum Unterhalte gehört, wachsen und wohl gerathen läßt. Wenn es dir auch nützlich seyn soll, so gehört noch etwas dazu. Weißt du mir es zu sagen?

Wilhelm. Ja, liebe Mutter! Es muß mir auch wohl anschlagen.

Die Mutter. Recht, lieber Wilhelm! Ohne gesunden Magen, der wohl verdaut, und ohne gesunde Eingeweide überhaupt, können Speise und Trank uns keine Kraft, keine gesunden Säfte geben. Hast du wohl schon gesehen, daß Leute sehr viel aßen und doch nicht gesund waren?

Wilhelm. Ach ja! das sah ich wohl, da unsers Nachbars Konrad krank war. Er aß den ganzen Tag und starb doch an der Schwindsucht.

Die Mutter. Siehe, mein Sohn, wie viel Gott für uns thun muß, wenn wir täglich satt werden und dabey gesund bleiben sollen. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, lieben, und uns über ihn

freuen

feruen sollen. Wenn du willst, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erinnere mich daran.

Wilhelm. O ja, liebe Mutter! das will ich gerne thun! Sir. 43, 37. Ps. 65, 10. 11.

9. Wie gut ist es, wenn man etwas Nützliches gelernt hat!

Fritz hatte in der Jugend zur Gärtnerey Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernt, wie die Obstbäume müßten gepflanzt, beschnitten, gebelzt und oculiret werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaden, der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nichts gelernet hätte. Aber weil er mit der Baumzucht gut umzugehen wußte, so hatte er immer einen kleinen Verdienst; denn er zog in seinem Garten schöne Bäume, die er an solche Leute verkaufte, die nicht selbst mit dem Belzen und Oculiren umgehen konnten oder mochten. Endlich kam ein neuer Schulze in das Dorf, der gar sehr auf das Beßte der Gemeinkasse bedacht war. Dieser brachte es dahin, daß alle Gemeinplätze, wo sich's thun ließ, mit allerley Bäumen besetzt wurden. Zu dem Ende mußte Fritz eine öffentliche Baumschule zum Beßten der Gemeine anlegen, wozu man ihm einen schicklichen Platz anwieß und einräumte. Die gebelzten und oculirten Bäume, die Fritz schon vorräthig hatte, kaufte man ihm sogleich ab, und gab ihm dann aus der Gemeinkasse jährlich etwas an Getreide, Geld und Ackerland, wofür er die Baumschule in Ordnung halten; mit Beyhülfe

hülfe etlicher Handfröhner, die Bäume reihenweis setzen, anbinden, des Winters mit Stroh verwahren, und die großen Bäume, die schon vor seiner Zeit dastanden, ausputzen mußte. Dabey hatte denn Fritz sein ehrliches Auskommen mit Weib und Kindern. Da er starb, beweinte ihn die ganze Gemeine, und der Pfarrer lobte ihn, wegen seiner Verdienste um das ganze Dorf, nicht nur in der Predigt gar sehr, sondern schrieb es auch in sein Pfarrbuch, daß man die Aufnahme der Baumzucht in seinem Dorfe keinem andern Menschen, als Fritzen und dem damaligen Schulzen, zu verdanken habe. Noch heute stehen eine Menge von den Bäumen, die Fritz gepflanzt hat, und seit geraumer Zeit zieht die Gemeine jährlich, eins ins andere gerechnet, 300 fl. reinen Profit von dem Obste, womit allerley nützliche Einrichtungen gemacht, und nöthige Ausgaben bestritten werden.

Etwas Nützliches lernen, schadet niemals, und kann oft viel helfen.

Ein fleißiger kluger Mann ist oft noch Wohlthäter an Kindeskindern. Sir. 37, 25—29.

10. Das Vogelnest.

Karl und seine Kameraden nahmen fast alle Vogelnester um das ganze Dorf her aus, fiengen die Alten beym Neste, und quälten dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch gewöhnten sich fast alle Vögel von dieser Gegend weg; und im Frühjahre, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreuet wird, war es bey diesem Dorfe traurig und still. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürm daselbst, daß die Leute

kein

kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nützliches Obst bekamen. Denn alles ist von Gott zum Nutzen mit großer Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel singen meistentheils schön, und verzehren für sich und ihre Jungen sehr viel Raupen und Würmer, welche den Baum- und Gartenfrüchten schädlich sind.

Der Mensch hat nach Gottes Erlaubniß die Herrschaft über die Thiere, daß er sie zu seinem Nutzen tödten kann; aber quälen muß er sie nie, auch nicht aus Muthwillen tödten. 5 Mos. 22, v. 6. 7.

11. Aerndtelied.

Herr Gott! wir loben dich für allen deinen Segen,
Den wir mit frohem Muth in unsre Scheunen legen.
Du wußtest, was uns fehlt, und halfest gnädiglich:
Nun ist kein Mangel nicht, und alles freuet sich.

Doch laßt uns beym Genuß der Güter dieser Erden,
Nicht undankbar und frech, nicht faul und lieblos werden.
Der dankt Gott in der That, der, wenn Gott Segen giebt;
Aus Liebe gegen Gott, auch Lieb' an Menschen übt.

12. Von Kinderspielen und Vergnügungen.

Als Wilhelm, Fritz, Martin, Karl, Sophie, Luise, Marie und Elisabeth Kinder waren, da spielten sie nach

nach der Schule, wenn schönes Wetter einfiel, manche Stunde. Entweder eines sang, und die andern tanzten; oder sie sangen alle unter dem Schatten eines grünen Baumes ihre Kinderlieder. Wann die Knaben Ball schlugen, oder Kegel schoben, oder in die Wette liefen, oder ihre Stärke versuchten, dann zogen sie ihre Kleider aus, um sie zu schonen; so bald sie aber aufhörten zu spielen, dann zogen sie ihre Kleider wieder an, um sich nicht zu erkälten. Die sanften Mädchen sahen dergleichen Spielen, welche sich für ihr Geschlecht nicht schickten, zu, und flochten indeß einen Kranz von Feldblumen für den, der seine Sache am beßten machte. Niemals sahe man sie im Ernste sich zanken oder schlagen, auch nicht mit Koth sich besudeln, oder öffentlich auf eine unanständige Art im Wasser baden. Dieses letzte, welches der Gesundheit doch sehr nützlich ist, thaten sie an abgelegenen Oertern, in hellem und nicht allzu tiefem Wasser, und gewöhnlich des Abends, wenn das Wasser von der Sonne schon erwärmt war. Dabey hüteten sie sich vorzüglich, daß keiner, der sich erhitzt hatte, eher in das Bad stieg, als bis er abgekühlt war. Und so blieben sie vergnügt und gesund, und alle Leute freueten sich, wenn sie der unschuldigen Fröhlichkeit dieser guten Kinder zusehen konnten.

Unschuldige Freude ist allen Menschen erlaubt; nur unwürdige und freche Lustigkeit ist verbotten.

Es ist Weisheit, Vergnügungen und Erholungen des Gemüths zu suchen, um desto gesunder und munterer die eigentlichen Geschäfte treiben zu können; aber es ist Thorheit, sich beständig vergnügen und erholen zu wollen, ob man gleich nicht gearbeitet hat.

Sey

Sey auch in der Wahl deiner Vergnügungen weise, so kannst du dich allwege freuen.

13. Der kleine Dieb.

Der kleine Peter hatte oft seinen Aeltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen. Als ihn endlich seine Mutter darüber antraf, sagte sie es dem Vater, und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da Peter nun sehr weinte, und vorwenden wollte: „Er hätte nur eine Kleinigkeit weggenommen;" so sagte der verständige Vater: „Eben darum strafe ich „dich hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten lernest, „Dinge von größerem Werthe stehlen, und endlich „am Galgen sterben müssest."

„Denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, nimmt „dereinst auch Geld, wenn er dazu kommen kann."

„Ein andersmahl nimm nicht das Geringste, ohne „die Erlaubniß dessen, dem es gehört."

Du sollst nicht stehlen! 3 Mos. 19, 11.

14. Die ungleichen Brüder.

Karl ehrte seine Aeltern; denn er gehorchte ihnen, und hütete sich sorgfältig, ihnen Verdruß zu machen. Klaus aber that, was ihm gut dünkte, schlug alle guten Lehren seiner Aeltern und Lehrer in den Wind, und machte, weil er unverständig handelte, seinen Aeltern manches Herzeleid.

Als sie beyde groß wurden, bekam Karl bald einen guten Herrn, bey dem er Brod hatte. Seinen Lohn

brachte er nicht bey Wirthen, Bäckern und Musikanten durch, sondern sparte sich etwas zusammen: kaufte sich dann von seinen Sparpfennigen und von dem kleinen älterlichen Vermögen ein Gut, und heyrathete eine fromme und fleißige Frau, mit welcher er vergnügt lebte.

Klaus aber blieb grob, dumm und faul. Er bekam aber immer den schlechtesten Herrn; denn kein guter Herr konnte ihn leiden, oder mochte ihn behalten. — Als er alt wurde, bettelte er vor Karls Thüre.

Ehre Vater und Mutter, und gehorche deinen Lehrern, auf daß dir's wohl gehe!

Wer etwas kann, den hält man werth;
Den Ungeschickten Niemand begehrt.

15. Der Baumverderber.

Hans that gerne böse und unnütze Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmiede holte und unterwegs einen jungen Baum sah: so machte er sich daran, und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfes hatte zwey Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen lassen und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange auflauern, bis Hans dabey betroffen wurde. Er wurde empfindlich bestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: „Ich habe nicht allein „Schaden gethan; andere haben auch Bäume beschä„digt.“ Darauf antwortete der Herr: „Aber dich „haben

„haben wir bey Beschädigung der Bäume angetroffen, „und die andern nicht. Hast du andere gesehen, welche „die Bäume beschädigten: so hättest du es angeben, „aber nicht nachmachen müssen."

Um solcher bösen Buben willen bleiben viele nützliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.

Hütet euch, bösen oder thörichten Leuten nachzuahmen; sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene zuvor schon gethan hatten. Sirach 24, 1.

Mose gebot sogar den Kriegsleuten, daß sie in Feindes Land die Fruchtbäume nicht beschädigen sollten. 5 Mos. 20, 19.

16. Der feurige Mann oder das Irrlicht.

Eines Abends kam Steffen zu seinem Nachbar Wilhelm, und erzählte, daß er in voriger Nacht beynahe ein Paar Ochsen über einen feurigen Mann eingebüßet habe. Die Sache war so: Steffens Knecht war in die Stadt gefahren und kam spät zurück. Etwa drey Viertelstunden vom Dorfe begegnete ihm ein Irrlicht. Aus Furcht, daß sich das Ding auf seinen Wagen setzen möchte, fuhr er also so stark darauf los, daß er das Vieh bis zum Hinstürzen übertrieb. Nach dieser Erzählung entstand folgendes Gespräch zwischen den beyden Nachbarn und Wilhelms ältestem Sohne.

Sohn. Aber was war denn nun der feurige Mann, lieber Vater? doch wohl ein Feldschieder, der bey Lebzeiten die Grenzen verrückt hat?

Vater. So einfältig wirst du doch nicht seyn, das zu glauben?

Sohn. Nein, lieber Vater, — daß das Aberglauben seyn muß, weiß ich wohl: aber doch weiß ich auch nicht, was die feurigen Männer eigentlich für Dinger sind.

Vater. Aus der Erde steigen beständig allerley Dünste empor. Unter diesen giebt es nun fette, schweflichte, die sich oft ganz dichte zusammen ziehen und entzünden. Sammeln sie sich hoch in der Luft und fallen dann glänzend auf die Erde herunter: so nennt man sie Sternschnuppen, weil's so aussieht, als fielen sie von einem Sterne herab. Sind aber die Dünste nicht sogar schwer: so treibt sie der Zugwind oft viele hundert Schritte über ganze Dörfer weg; dann nennt man sie feurige Drachen. Sammeln sich aber die Dünste hart über der Erde, so daß sie, wegen ihrer Schwere, nicht mehr empor können, sondern, wie dürres Laub, von der Luft fortgetrieben werden; dann nennt man sie feurige Männer, Lichtermännchen, Irrlichter, Irrwische ꝛc ꝛc. Nach und nach brennen diese Dünste sämmtlich ab, und liegen, wie ein Klümpchen Schleim, auf der Erde. Sie entstehen am liebsten an sumpfigten Orten, auf Gottesäckern und auf andern Plätzen, wo es viel Ausdünstungen giebt, besonders im Herbste und Frühlinge.

Sohn. Wie groß ist denn so ein Irrlicht?

Vater. Beyläufig wie die Flamme eines Lichtes; daher man auch oft nicht unterscheiden kann, ob man einen Irrwisch oder eine Laterne sieht.

Nachbar Steffen. Aber, vergebt mir Nachbar, wie kann sich denn so ein Flämmchen einem auf den Nacken setzen, und die Leute fast todt drücken?

Vater. Das Flämmchen kann's wohl freylich nicht; aber die Furcht sitzt wie ein Centnerstein auf dem Nacken; die Leute laufen sich ausser Athem, können nicht mehr vom Flecke, und geben dann dem feurigen Manne die Schuld.

Nachbar Steffen. So viel ist aber doch richtig, daß sie hinter einem herlaufen?

Vater. Das kann wohl seyn und geht auch ganz natürlich zu. Durch das schnelle Laufen drückt man die Luft sehr rasch vor sich weg, und hinter dem Rücken entsteht Zugluft. Kommt also das Irrlicht einmal in den Zug; so hüpft es freylich immer hinter einem her, bis es verlöscht.

Nachbar Steffen. Da könnt ihr Recht haben, Nachbar! Nun erklär' ich mir auch, warum die feurigen Dinger davon laufen, wenn man tapfer flucht; denn beym Fluchen bleibt man gewöhnlich stille stehen.

Vater. Vielleicht kommt's auch daher, weil man beym Fluchen die Luft sehr hastig aus dem Munde stößt und seinen Mund gerade gegen das Flämmchen hinrichtet, das gar leicht fortgewehet werden kann, wenn's nahe bey einem ist.

Sohn. So soll man also fluchen, wenn man ein Irrlicht sieht?

Vater. Nein, mein Sohn! fluchen und schelten sollen wir bey keiner Gelegenheit. Das Beßte ist, man geht gemächlich seinen Weg, ohne sich um das Irrlicht zu bekümmern.

Sohn. Woher kommt's denn aber, lieber Vater! daß einen die Irrlichter so gerne irre führen?

Vater. Daher, weil man gewöhnlich mehr auf das Irrlicht als auf den Weg sieht; vor abergläubiger Angst nicht mehr Rechts und Links unterscheiden kann, und überhaupt des Nachts leicht irre geht.

Lerne daraus, mein Sohn! was der Aberglaube für ein schädliches Ding ist. Er macht, daß wir uns an unsern Mitmenschen gar oft versündigen, indem wir ihnen oft Böses zeihen, ihnen z. B. Hexereyen Schuld geben, und wenn sie schon begraben sind, ihnen noch nachreden, daß sie umgiengen und sich sehen ließen. Der Aberglaube macht uns furchtsam; schadet uns oft an unsern Gütern und an unsrer Gesundheit, und macht uns wenigstens bey allen gescheiden Leuten lächerlich und verächtlich.

17. Ursache und Wirkung.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht," sprach Karl, „ich kann es zu nichts bringen, ich bin immer verdrießlich, die Leute sind mir nicht gut, und ich „werde oft gestraft." „Das will ich dir sagen," antwortete Fritz, du bist kein fleißiger Arbeiter, du „hast ein böses Gewissen, du bist feindselig gesinnt „gegen andere Menschen, und thust oft solche Handlungen, welche die Obrigkeit strafen muß. Und

„das

„das kann also nicht anders seyn; denn auf solche Ur„sachen folgen solche Wirkungen.“ Sir. 7, v. 1—2.

18. Die Mausefalle.

Eine alte und eine junge Maus liefen um eine Mausefalle von Eisendraht herum, und rochen den Speck, der darin war. Die alte versuchte lange, zu dem Specke zu kommen, ohne in die Mausefalle zu kriechen; denn es schien, als ob sie eine Gefahr dabey besorge. Als es aber nicht angieng, da lief sie weiter. Allein die junge Maus bedachte sich nicht lange, sondern kroch hinein, als sie eine Oeffnung fand, und fraß den Speck begierig auf. Als sie satt war, da wollte sie ihre Freyheit suchen, aber diese war verlohren, und sie war gefangen.

Das Alter bringt Erfahrung und Vorsicht; und dreister Vorwitz mit Unerfahrenheit, ist ein gewöhnlicher Fehler der Jugend. Wer jung ist, sollte daher billig ein Mißtrauen in seine eigenen Einsichten setzen, und es sich nicht zutrauen, daß er sich selbst regieren könne. Sir. 3, 27.

Welch ein Glück ist es für die Jugend, daß sie durch Unterricht und Lehre vor Gefahren gewarnet wird!

Wer sich warnen läßt, bleibt sicher! aber der vorwitzige Verächter der Lehre kommt zu Schaden.

19. Die verständige Mutter.

Maria hatte viel Kinder; aber sie hütete sich sorgfältig, ein Kind mehr zu lieben, als das andere. Wenn auch ein Kind viel besser aussah als das andere, und es war unartig und boshaft: so strafte sie es ohne Verschonen. Denn sie sprach: „Gott hat mir „diese Kinder alle gegeben. Für alle soll ich Mutter „seyn. Ein jedes wird Gott einmal von meinen Hän„den fordern. Ach Gott, gieb mir doch Weisheit, „daß ich sie zu guten nützlichen Menschen erziehen „möge!" Wann eins starb, so betrübte sie sich nicht ohne Maaß. Sie that vorher alles, um es zu erhalten; aber wann es doch starb, dann lobte sie Gott, so bald sie nur den ersten Schmerz ausgeweint hatte. Denn sie sprach: „Mein Kind ist ja nicht verlohren, „darum weil es gestorben ist. Ich weiß aus Gottes „Wort, daß die Seele nicht stirbt, sondern erhalten „wird, zum ewigen und bessern Leben." Ihre Kinder geriethen auch alle wohl, und wurden nützliche Menschen.

Sir. 30, 2. Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich hernach seines Kindes freuen.

20. Aehnlich und unähnlich.

Hast du auch was aus der Schule gemerkt, Fritz? sprach ein Vater zu seinem Sohne, und was hast du gemerkt? Erzähle mir's doch wieder.

Fritz. Unser Lehrer hat uns gesagt, was ähnlich und unähnlich ist, und wie man vergleicht und unterscheidet.

Vater.

Vater. Nun, wie vergleicht man denn?

Fritz. Man sieht zu, worin die Sachen, die man vergleicht, ähnlich sind.

Vater. Und wie unterscheidet man?

Fritz. Wenn man zusieht, worin die Sachen, die man unterscheiden will, unähnlich sind.

Vater. Führe einmal von beyden ein Beyspiel an.

Fritz. Mein Bruder Wilhelm und ich sind beyde Söhne unserer lieben Aeltern; darin sind wir uns gleich. Wir sehen uns auch ähnlich an Gesicht und Haaren; aber an Jahren, Größe, Stärke ꝛc. sind wir unterschieden.

Vater. Was nützt es denn, dieses zu wissen?

Fritz. Unser Lehrer sagt, wir lernten richtiger denken, und blieben vor dem Irrthume verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen: auch könnten uns verständige Leute dann eher bedeuten, und wir könnten vernehmlicher sprechen.

Vater. Euer Lehrer hat recht, und das Beyspiel von deinem Bruder bringt mich auf eine Frage: Weißt du noch, wie unser Wilhelm krank war?

Fritz. Ja wohl, lieber Vater! es war im vorigen Herbste. Wenn ihr und die Mutter jenesmahl nicht noch eben recht heimgekommen wäret; so hätten wir den Bruder gewiß eingebüßt.

Vater. Warum denn?

Fritz. Weil er eben den warmen Wein austrinken wollte, den ihm die Nachbarin gemacht hatte.

Vater. Warum gab ihm denn die Nachbarin warmen Wein?

Fritz. Weil er so jämmerlich über Kopfwehe klagte, und weil sie ihren Ludwig auch schon einmal mit heissem Wein kurirt hatte.

Vater. Warum wollt' ich denn aber unsern Wilhelm den heissen Wein nicht trinken lassen, der doch dem Ludewig so wohl geholfen hat?

Fritz. Ihr sagtet: Ludewig habe seinen Magen erkältet gehabt und davon Kopfweh bekommen; da wäre denn heisser Wein sehr gut gewesen. — Wilhelm aber hätte der Hitze nur allzu viel und würde wohl die Kopfkrankheit bekommen, da wäre der hitzende Wein so schlimm als Gift.

Vater. Richtig. Wie kam ich denn aber auf die Krankheit deines Bruders zu sprechen?

Fritz. Weil ich eben sagte, daß wir in der Schule gelernt hätten, wie man vergleicht und unterscheidet.

Vater. Paßt denn aber wohl die Krankheit deines Bruders hieher?

Fritz. Ja wohl, lieber Vater! Wilhelm und Ludewig waren sich darin gleich, daß beyde am Kopfe litten; aber darin waren sie ungleich, daß der eine zu viel und der andere zu wenig Hitze hatte.

Vater. Die Nachbarin hat also zwar ihren Sohn und deinen Bruder, in Ansehung der Krankheit verglichen; aber was hätte sie noch mehr thun sollen?

Fritz.

Fritz. Sie hätte auch unterscheiden sollen.

Vater. Siehst du nun, Fritz, daß die heutige Lehre wirklich gut ist, und uns vor dem Irrthume verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen?

Fritz. Ja, lieber Vater! — Morgen will unser Lehrer noch mehr davon sagen, was ähnlich und unähnlich ist, und uns zeigen, wie es zu verstehen seye, wenn man spricht: daß man Gott ähnlich werden müsse. Das begreif' ich aber nicht, wie ein Mensch Gott ähnlich werden kann.

Vater. So wie du vorher von deinem Bruder Wilhelm erzähltest, daß ihr euch in einigen Stücken ähnlich, in andern aber verschieden wäret: so ist dieses auch von Gott zu verstehen. So allmächtig, so herrlich, so weise, so allwissend, wie Gott, oder ihm völlig gleich, können wir nicht werden. Aber wir können, so wie Gott, das Gute lieben und das Böse hassen, treu unsre Mitmenschen lieben, ihnen nach unserm Vermögen Gutes erweisen und so verständig, als möglich, zu werden trachten, damit uns Gott sehr glücklich machen könne. — Siehe, mein lieber Sohn, darin können wir Gott ähnlich werden. Und dazu hat uns unser Heiland, Jesus Christus, ein Vorbild gelassen, oder uns gezeigt, wie wir es machen müssen, um solche Gesinnungen, als er hatte, zu bekommen.

Fritz. Ach, wäre ich doch so gesinnt, lieber Vater!

Vater. Sey ferner fleißig, mein lieber Sohn, Gutes zu lernen, und willig, es zu thun; und stärke

dich in diesem Vorsatze durch ein tägliches aufrichtiges Gebet zu Gott, dem Geber alles Guten!

Wenn noch viele Aeltern dem Vater unähnlich sind: so ist's kein Wunder, daß viele Kinder auch Fritzen nicht gleichen.

21. Der arme Waise.

Karl war acht Jahre alt, da seine Mutter starb, die als eine arme Wittwe bey der Theurung sich und ihr Kind kümmerlich ernährt hatte. Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg, und Prediger, Schulmeister und Träger begruben sie umsonst. Da die Leiche zur Erde bestattet war und das Volk aus der Kirche gieng, blieb der brave Prediger auf dem Kirchhofe stehen, und ließ die Männer um sich her versammeln. Laßt uns ein gutes Werk thun! sagte er. Es taugt nicht, daß wir den Jungen der verstorbenen Wittwe mit dem Brodsack herumziehen und betteln lassen. So viel Recht haben Fremde bey uns; der Einheimische muß einen Vorzug haben, und leicht könnte bey dem kleinen Karl das Sprichwort eintreffen: jung gewohnt, alt gethan! — Besser ist's also, wir geben ihm nach der Reihe den Tisch. Sogleich verstanden sich 14 wackere Bauersleute dazu, und der Pfarrer machte es aus, an welchem Tage jeder dem Knaben zu essen geben sollte.

Nun war nur noch die Frage: wer den kleinen Karl kleidete und beherbergte. Die Kleidung versprach sogleich der Prediger zu schaffen, nur mit der Herberge gab es noch Anstand. Herr Pfarrer, rief endlich

endlich der Todtengräber: Ich habe der Mutter ihr letztes Haus umsonst gemacht, geben Sie mir nun auch den Sohn! Er soll Dach und Fach bey mir haben, weil ich nichts bessers für ihn thun kann. Sogleich führte er Karln nach Hause, sah fleißig darauf, daß er sich reinlich und ordentlich hielt, und Karl war so fromm und folgsam, daß ihn Jedermann liebte. Seinen Kostherren bot er sich zu allerley kleinen Diensten an, dankte Gott täglich für seine Versorgung, und betete für seine Wohlthäter. Endlich lenkte Gott das Herz des Herrn im Dorfe; er erbarmte sich seiner, und machte ihn zum Aufwärter bei seinem Sohne, da er denn die Erlaubniß bekam, täglich mit in die Schule zu gehen. Und weil er acht gab und fleißig war: so lernte er viel Gutes. Als er und sein junger Herr nun größer wurden, da rettete Karl durch seine Treue und Tapferkeit seinem jungen Herrn einst das Leben, und dieser setzte ihn, da sein Verwalter starb, über seine Güter; denn Karl war klug, und konnte fertig schreiben und rechnen.

Sir. 11, 21. Vertraue Gott; denn ihm ist's leicht, die Armen reich zu machen.

22. Die gute Magd.

Christiana diente bey einer schlimmen Herrschaft, die ihren Leuten wenig zu essen, und beständig Scheltworte gab. Christiana war arm, aber fromm. Sie betete oft zu Gott und sprach: „Ach, lieber Gott, „lenke doch, wenn es dein guter Wille ist, das Herz „meiner Brodherrschaft zu mir, daß sie mir nicht so „hart und lieblos begegnet! Aber vielleicht ist mir „diese

„diese Trübsal nützlich, wer weiß, wie ich die guten „Tage vertragen würde! Vielleicht würde ich frech und „liederlich, wenn es mir zu wohl gienge. Du „weißt es am beßten, mein Gott! Schenke mir Ge„duld, und hilf mir, daß ich treu und fleißig sey, wenn „es mir gleich schlecht vergolten wird. Du Herr! „wirst alles wohl machen, und zu seiner Zeit mir „Freude schenken."

Eine wohlhabende Wittwe, die keine Kinder hatte, bemerkte Christianens gute Aufführung, nahm sie zu sich, und versetzte sie in gute Umstände. Da nach etlichen Jahren die Wittwe starb und das Testament geöffnet wurde, fand sich, daß sie Christianen, wegen ihres ungemein guten Verhaltens, mit einem Bette und 500 fl. bedacht hatte.

Gott kennt der Freude rechte Stunde,
Er weiß, wenn sie uns nützlich ist.

23. Der gute Knecht.

Martin war krank, und mußte seinem Knechte die Arbeit anvertrauen. Anstatt, daß ein böser Knecht ohne Aufsicht, nachläßig und träge gewesen wäre: so war dieser gute Knecht doppelt fleißig, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, alles recht gut zu machen. „Ey! sagte er: wie wird sich mein Brodherr freuen, „wenn er meine Treue sehen wird! Er soll sich noch „einmal so bald erholen von seiner Krankheit, wann „er alles gut finden wird, und sich nicht ärgern darf." Martin wurde wirklich besser, und gab diesem guten Knechte seine Tochter; und da er keinen Sohn hatte, so bekam nach Martins Tod der Knecht das Bauerngut.

Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen! Matth. 25, 21. Sir. 7, 22. 23.

24. Kinderlied.

Kinder! gerne wollen wir
Nun zur Schule gehen;
Sorgt der Lehrer doch dafür,
Daß wir es verstehen,
Was er lehrt. Es ist nicht schwer,
Wie man's jetzo treibet:
Leichter wird es immer mehr,
Wer nur fleißig bleibet.

Wenn wir groß sind, geht's uns wohl;
Jeder will uns haben:
Denn wir wissen, wie man soll
Nützen Gottes Gaben.
Wer der Herrschaft Nutzen sucht,
Dem nützt sie auch wieder.
Faulheit sey von uns verflucht:
Arbeit stärkt die Glieder.

Alles Gute kommt von Gott,
Segne du die Lehren,
Die wir, o du guter Gott!
Jetzt so reichlich hören.
Segne du an uns dein Wort,
Daß wir's thätig ehren,
Dann wird sich in unserm Ort
Tugend schnell vermehren.

25. Der Hirte.

An einem schönen Morgen sah ein Hirte sein Vieh vor sich weyden. Er hatte eben den 10ten Psalm gelesen; denn er führte beständig seine Bibel und sein Gesangbuch bey sich. Da waren in seinem Gemüthe fromme Gedanken und Vorsätze! „Gott!“ sprach er in sich, „Gott! du bist herrlich und sehr gnädig. Wie „schön ist alles, was du gemacht hast. Wie glücklich „bin ich, daß ich dich preisen kann! Ich bin hier ganz „allein; aber du, Herr! siehest und kennest mich! „Nun will ich auch in meinem Amte treu seyn, Scha„den verhüten, und Gutes thun. Denn das ist Got„tes Wille. Und womit kann ich Armer meinen „Dank gegen Gott besser beweisen, als durch einen „aufrichtigen Gehorsam?“ Da gieng er hin, und reinigte die jungen Satzweiden von Wasserzweigen; und diejenigen, welche zu locker standen, trat er fest. Wo er auf den Wiesen Maulwurfshügel antraf, da stellte er Fallen auf, und fieng die schädlichen Thiere; denn er konnte gut damit umgehen. Er suchte sich Zweige, und besserte den Zaun, der schadhaft war, und suchte gute Kräuter für die Kranken im Dorfe. Kurz, er dachte mit großem Ernste darauf, daß er Gutes thäte. Das gefiel den Leuten im Dorfe sehr wohl, und sie ließen ihm keine Noth leiden, da er alt und schwach wurde.

Bete und arbeite; Sir. 31, 27. 7, 22.

26. Das wohlthätige Kind.

Ein Bettler sagte zur Zeit einer großen Theurung, da man aus den wenigsten Häusern den Armen Brod reichte,

reichte, zu dem Kinde eines Taglöhners, welches in jeder Hand ein Stück Brod hatte: „Ach! mich hun„gert gar sehr. Liebes Kind! gieb mir doch nur die „Hälfte von dem kleinsten Stücke Brod, das du „trägst!" — Und das Kind gab ihm das größte Stück ganz, und freuete sich, wie der arme Bettler das Brod aufspeisete. Da sagte der Bettler: „Nun hast „du mich armen hungrigen Mann gesättiget; Gott „segne dich dafür, du gutes Kind!" Und als das Kind groß wurde, gieng es ihm wohl.

Denn Gott belohnt, durch weise Fügungen, oft schon auf Erden Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

27. Der dankbare Sohn.

Karl legte sich mit solchem anhaltenden Fleiße auf die Landwirthschaft, daß ihn der vornehme Herr, bey welchem er diente, zum Hofbauern annahm. Karl heyrathete nun ein verständiges Weib, und hielt das unter ihm stehende Gesinde sehr ordentlich und gut; nur durfte Niemand faul, nachläßig, verschwenderisch oder untreu seyn; denn er sah auf die Güter seines Herrn, als ob sie sein eigen wären. Wie er nun bey diesem Dienste einen guten Lohn bekam, von Jugend auf aber sparsam zu leben sich gewöhnt hatte: so verbrauchte er auch nicht alles von seinem Lohne zu seinen Bedürfnissen, sondern erübrigte alle Jahre etwas davon. Da dachte er an seine armen Aeltern, und schickte ihnen monatlich ein Gewisses an Gelde. Das ist die größte Freude für mich, sprach er oft, wenn ich daran gedenke, daß meine Aeltern durch mich ein ruhiges und frohes Alter erleben, und daß ich's ihnen doch eini-

einigermaßen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben. Sir. 3, 24.

Sir. 7, 29. 30. Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist.

28. Die neidische Nachbarin.

Eine Bauersfrau hatte ein trefliches Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe; und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh nach Hause kam, stellte sie sich in die Hausthüre, und ärgerte sich, wenn eine gute Kuh vorbey gieng, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sah, der ihr nicht zugehörte: so sprach sie: „Ich weiß nicht, wie es die Leute machen! „Ihnen geräth alles: und mir gelingt nichts.“ Gleichwohl gewann sie dabey nichts; schadete sich vielmehr? Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, war sie auch beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als einst des Schulzens Frau von einem entfernten Verwandten hundert Thaler geerbet hatte. Sir. 14, 9. 10.

29. Der Dienstfertige.

„Gevatter — Vetter — Nachbar — Schwager — „helft mir doch meine gesäeten Erbsen unterpflügen! „Meine andern Pferde sind über Land, und die ich „zu Hause habe, sind plötzlich krank geworden. Die „Vögel fressen nun meine Erbsen rein auf, wenn ich „sie nicht bey Zeiten unter die Erde bringe.“ — So

lief

lief Hans bey allen Gevattern, Vettern, Nachbarn und Schwägern im Dorfe herum; Aber alle hatten eine Ausrede; denn ein allzu lang anhaltendes Winterwetter hatte die Sommersaat verspätet, und die meisten hatten ihren Hafer noch nicht zur Hälfte bestellt, da Hans schon Erbsen säete. Der einzige Bauer im Dörfchen, zu dem Hans nicht hin wollte, war Christian. Mit dem hatte er sich vor einigen Wochen entzweyt, und ihm seitdem manchen Tort erwiesen, obgleich Christian ganz unschuldig war. Der hilft mir doch nicht! dachte Hans. Vielleicht freut er sich nur, daß er eine Gelegenheit bekommt, mir eine Bitte abzuschlagen. Endlich aber schickte er doch zu Christian; denn selbst wollte er nicht hingehen, weil er kein gutes Gewissen hatte. Christian freute sich, seinen Feind versöhnen zu können, und ohne Weigerung gab er ihm sein Gespan, ob er gleich selbst so viel zu arbeiten hatte, als irgend ein anderer. Von der Zeit an war Hans sein bester Freund; diente ihm wieder, wo er konnte, und rühmte es oft, daß ihm Christian, sein vermeintlicher Feind, in der Noth geholfen habe, da ihn alle Freunde verlassen hätten.

Versöhne deine Feinde durch Wohlthaten! Röm. 12, 20. 21.

Wer uns in der Noth hilft, der ist unser wahrer Freund. Sir. 6, 7. 15.

Hat dir jemand Gutes erwiesen: so vergiß der Dankbarkeit nicht! 1 Theß. 5, 18.

30. Die Folgen des Unfriedens.

Eine Dorfschaft Bauern lebte lange im Frieden und Wohlstande. Einst aber, als die neue Kirche gebaut

wurde, erzürnten sich die Frauen darüber, daß sie sich nicht vereinigen konnten, wer auf der ersten oder zweyten Bank sitzen sollte. Da kam Feindschaft und Plauderey unter die Leute, woraus Zänkereyen im Umgange und vor Gericht entstanden, also, daß sie aus Verdruß, und wegen beständiger Amtsvorstände, ihre Wirthschaft versäumten, und große Unkosten hatten. Es währte nicht eines Mannes Leben: so hatten sich verschiedene Leute davon arm gezankt.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Wehre den Plaudereyen, und ersticke sie im Anfange, sonst ersticken sie dich! Sir. 8, 4. 13.

Der Stolz ist die Ursache der meisten Feindschaften.

Sey nicht begierig nach eitler Ehre! Gal. 5, 26.

Der Klügste giebt nach!

Verläumde deinen Nächsten nicht! 3 Mos. 19, 16.

31. Der Vater und der Sohn.

Ein Vater sprach einst zu seinem Sohne Wilhelm: Mein Sohn! du hast jetzt eben gebetet: Gott möchte die Speise, die er gegeben hätte, segnen und uns gedeihen lassen. Hat denn Gott die Speisen gegeben?

Wilhelm. Ja Vater!

Vater. Ich denke, wir haben sie uns durch Arbeit verschaft, und deine Mutter hat sie gekocht, und auf den Tisch gebracht.

Wilhelm. Aber wir konnten sie doch nicht wachsen lassen; wir konnten dazu keinen Regen und Sonnenschein schaffen, uns auch die Gesundheit nicht selbst

selbst geben, die zur Bearbeitung der Erde nöthig war; wir konnten auch kein Wasser und Feuer zum Kochen schaffen, oder das Holz so einrichten, daß es brennt.

Vater. Sollten deine Kleider auch wohl eine Gabe Gottes seyn? Die kann man ja kaufen.

Wilhelm. Eben auch, lieber Vater. Denn sie sind entweder von Leinen, oder Wolle. Nun wächst der Flachs, wie das Getreide, aus der Erde, und die Wolle kommt von den Schafen, die sich von dem, was aus der Erde wächst, ernähren. Dieses Wachsthum aber ist eine Gabe Gottes! Und hätten wir kein Geld, durch die Arbeit mit gesunden Gliedern, verdienen können: so könnten wir auch nichts kaufen. Also: alles Gute kommt von Gott!

Vater. Aber giebt Gott dergleichen mittelbar, oder unmittelbar? und muß der Mensch auch etwas dabey thun?

Wilhelm. Mittelbar, oder durch Mittelursachen, wie hier Regen und Sonnenschein, Gras und Getreide sind. Und dazu gehört die fleißige und verständige Arbeit des Menschen nothwendig mit. Aber Gott giebt Segen und Gedeihen zur Arbeit, wenn wir fromm sind.

Da freute sich der Vater über seinen verständigen Sohn. Er küßte und segnete ihn.

„Gott hat dir," sprach er, „viel Erkenntniß ge„geben, mein Sohn! Hilf nun, so viel du kannst, daß „das Gute, was du weißt, bekannter und immer „mehr ausgebreitet werde." Sir. 21, 18.

Gott hat alles weislich geordnet und eingerichtet. Er ist ein Gott der Ordnung, und regieret, als

die erste Ursache, alles, was er gemacht hat, mittelbar, oder durch Mittelursachen. Wer die Ordnung in allen Sachen liebt, der gefällt Gott.

32. Der Furchtsame.

Ein Schlotfegergeselle gieng spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte, daß er sie sollte schärfen lassen. Als sie nun beyde an der Ecke eines Wäldchens zusammentrafen, da erschrack Hans gewaltig; denn er war von seinen unverständigen Aeltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehöret. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Gräben und Zäune nach Hause. Der Schlotfegergeselle, der seiner Furcht spottete, hob die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da, und Hans hatte sich so erhitzt, und geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynahe gestorben wäre. Er blieb beständig dabey, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schlotfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag, und Hans wurde von Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

Furcht ist beständig bey Unwissenheit und Aberglauben. Weish. 16, 6. 12, 13.

33. Der Abergläubige.

Ein Knecht, Namens Fritz, hatte gierig warme Mehlklöße gegessen, die ihm der Großknecht Bartel auf den Teller gegeben, und war davon krank geworden. Vor einiger Zeit hatten sich beyde gezankt, und nun glaubte Fritz, Bartel hätte ihn durch die Mehlklöße behext. Um recht gewiß zu seyn, gieng Fritz zu einem betrügerischen alten Weibe, das im Dorfe wohnte, und fragte dasselbige für zwey Groschen um Rath. Es sprach, wie gewöhnlich, gleich von bösen Leuten, die ihm was angethan hätten ꝛc. Nun meinte Fritz, er hätte Recht, und verklagte Barteln bey der Obrigkeit.

Aber diese war verständiger, und suchte die Ursache der Krankheit in der Ueberladung des Magens, durch allzu gieriges Essen der heißen Klöße, und ließ Fritzen ein Brechpulver einnehmen. Das alte Weib wurde mit einer empfindlichen Strafe belegt, weil es die Dummheit unter den Leuten beförderte. Fritz aber, der durch bessere Belehrung, und durch den Erfolg des Brechmittels, indessen zu Verstande gekommen war, mußte Barteln die Beschuldigung abbitten, und sich mit ihm versöhnen.

Aus Aberglauben entsteht viel Unglück und Feindschaft unter den Leuten, die sich doch unter einander lieben sollten. Wehe den Betrügern, durch welche dieses Aergerniß kommt! Ein Aergerniß geben, bedeutet hier: etwas thun, wodurch die Menschen ärger oder schlimmer werden.

34. Allzuviel ist ungesund.

Wenn Christoph auf eine Hochzeit, oder auf ein anderes Fest eingeladen war: so aß und trank er so

 viel

viel, daß er Sinne und Verstand verlohr, und hernach krank wurde. Während des Trinkens, ehe er völlig betrunken war, fieng er mit den Leuten allerley Händel an, so daß er noch ohnehin braun und blau geschlagen, nach Hause getragen wurde. Denn er glaubte, das hieße einen Ehrentag feyern, und sich recht lustig machen; und darum würde so gut Essen und Trinken aufgetragen, damit ein jeder sich krank essen und um den Verstand trinken sollte. Aber Christoph hatte auch wenig Gutes von seinen Aeltern und in der Schule gelernt, und kein verständiger Mensch war gern in seiner Gesellschaft. Sir. 31, 37—40.

Sey fröhlich bey dem Genuße der göttlichen Gaben; aber laß dich deine Zunge nicht zur Unmäßigkeit verführen. Halte Maaß in allen Dingen. Unmäßigkeit ist eine größere Sünde, als man gemeiniglich glaubt! Sir. 39, 32. 33.

35. Der böse Knecht.

Hans war von schlechten Aeltern erzogen, und kam in der Jugend zu einem liederlichen Herrn, der auf das Seinige nicht Achtung gab. Da wurde er denn vollends liederlich.

Des Nachts lag er im Wirthshause, oder lief auf der Gasse herum, lauschte vor den Fenstern, besuchte liederliche Weibspersonen, und des Tages schlief er auf dem Felde bey dem Pfluge, oder wo er sonst allein war. Das Vieh übertrieb und überjagte er; aus der Stadt kam er stets betrunken; und so warm als das Vieh denn war, so warm brachte er es auch entweder zum Futter und zur Tränke, oder ins Wasser.

Sein

Sein Gespann bestand auch stets aus lahmen und blinden Pferden; und sein Herr verlohr durch seine Liederlichkeit in kurzer Zeit das ganze Gespann Pferde. Endlich starb er selbst elend, arm, und von Niemand beklagt.

Nachläßigkeit, Untreue, und Liederlichkeit des Gesindes, verursacht großen Schaden, und bringt um den Segen Gottes, und um die Liebe der Menschen. Tit. 2, 9. 10.

36. Gute Gedanken.

Gott Lob! daß ich nun wissen kann,
Was bös' und gut sey, und woran
Ich beydes unterscheide.
Recht will ich thun! Hilf mir, o Gott!
Nicht achten auf der Menschen Spott,
Wenn ich das Böse meide.

Denn Gott ist doch der beste Freund;
Er lenkt, was noch so widrig scheint,
Zum wahren Wohlergehen.
Wer fromm ist, den verstößt Gott nicht,
Der darf mit Kindes Zuversicht,
Auf ihn, den Vater, sehen.

37. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder schreiben, noch lesen konnte, Geld geerbt hätte, und es gerne auf Zinsen auslehnen wollte. Er gieng also zu Hansen, und versprach ihm,

 sechs

sechs Thaler, für jedwedes hundert Reichsthaler, Zinse zu geben, ihm sein Brauhaus zu verschreiben, und das geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen: doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hansen wohl; er holte das Geld, nebst Feder, Papier und Dinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Possen hin, und statt seines Namens, einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf gieng der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen! sprach Hans, ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld. Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bey dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen in den Gerichten vorzeigte: so wurde er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Gläubiger wurden bezahlt; denn die hatten sich besser, als Hans, vorgesehen. Nur Hans gieng leer aus. Als er nun traurig nach Hause kam, sprach er: ach hätte ich doch schreiben und lesen gelernt! und von der Zeit an schickte er alle Tage seine Kinder in die Schule, wo sie schreiben und lesen lernen konnten. Sir. 32, 24.

38. Die Besserung.

Karl hatte des Sonntags Morgens, ehe er in die Kirche gieng, ein schadhaftes Dach und Geschirr besehen, und nahm sich vor, beydes auszubessern. In der Kirche redete der Prediger von der Besserung, die

ein

ein jeder Mensch nöthig hätte, und wie man oft nachsehen müsse, ob man nichts von schlimmen Gewohnheiten an sich habe, so wie ein guter Wirth oft nach seinem Geräthe sehen müsse, ob es nicht einer Besserung benöthigt sey. Da wurde Karl gerührt: und als er über sich selbst nachdachte, da fiel ihm unter andern seine zornige Gemüthsart ein. Nach der Predigt gieng er hin zum Prediger, sagte, daß es ihm leid sey, im Zorne oft Unrecht gethan, und manchen beleidigt zu haben, und bat ihn um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit los zu werden? da rieth ihm der verständige Prediger, zu seinen Feinden hinzugehen, und sich mit ihnen zu versöhnen, hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebete zu denken, und wo sich ins künftige eine Gelegenheit zum Unwillen zeigen würde, gleich wegzugehen, und den Anfang zu vermeiden.

Als Karl dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte, wurde er friedfertig, folglich besser als vorhin bey seiner zornigen Gemüthsart, und das heißt, sich bessern, oder bekehren. Jer. 7, 5.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und ein jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

39. Der wohlthätige Arme.

Karl diente bey einer armen, aber frommen Herrschaft: wo es bey der dermaligen schlechten Zeit nicht stets vollauf gab. Doch murrete er niemals deswegen, wie wohl viele thun, sondern behalf sich, so gut er konnte. Wenn er die vielen Bettler sah, die damals herumgiengen, sprach er oft zu sich selbst: Wie

glücklich bin ich, in Vergleichung mit diesen! Ich habe Dach und Fach, täglich warmes Essen, und ein Bette. — Aber diese . . . . Dann theilte er sein weniges Brod mit den Bettlern, oder sprach Bemittelte für sie an, und gab ihnen sonst guten Rath.

Auch Arme können und sollen gegen diejenigen, die noch hülfloser sind, als sie, auf mancherley Art wohlthätig seyn.

40. Die Fremden.

Ein Mann und seine Frau, die aus ihrem Vaterlande durch böse Leute vertrieben waren, kamen im harten Winter in ein kleines Dorf. Sie stellten der Gemeine ihre Noth aufrichtig und beweglich vor, und baten um die Erlaubniß, bey ihnen zu wohnen. In diesem Dorfe waren gute gastfreye Leute; daher wurden die beyden Fremden liebreich aufgenommen. Man wies ihnen eine Stelle zur Wohnung an, und versorgte sie mit den nöthigsten Bedürfnissen.

Sehet, Kinder! wie Gott diese Gastfreyheit belohnte. Diese Fremden lehrten, aus Dankbarkeit, die Leute im Dorfe viele neue und nützliche Dinge, und verschiedene Handgriffe, wodurch ihr Ackerbau besser von statten gieng, als vorher. Unter andern machten sie ihnen auch einige Futterkräuter bekannt, von denen man in dem Dorfe damals noch nichts wußte. Z. B. den türkischen und Monatsklee. (Die Esparsette und Luzerne.) Sie zeigten den Einwohnern, wie, wann und wo man sie bauen, wie man sie behandeln, dürre machen und zu Saamen ziehen müsse ꝛc. Nun hatte das Dorf eben viel schlechte, weit abgelegene Felder, denen man auch mit dem Dünger nicht nachhelfen

helfen konnte, die daher zum Theile ganz öde lagen, weil sie wenig mehr, als doppelte Aussaat, einbrachten. Alle diese Felder besäete man nun, auf Anrathen der Fremdlinge, mit türkischem Klee, der ganz artig darauf fortschlug, und alle Jahre, wenn die Dürre nicht ausserordentlich war, zweymal abgemäht werden konnte. Das Futter lobten die Bauersleute gar ausserordentlich, und ihrem Vieh schlug es sehr gut an. Den Monatsklee säeten sie auf beßres Feld, und wenn es die Umstände erlaubten, ganz nahe bey dem Dorfe, weil man, wie sie sagten, seine Zuflucht immer dahin nehmen könnte, wenn sonst nichts zu haben wäre; denn er kann fast alle Sommermonate abgeschnitten werden, und heißt daher Monatsklee. Von den Fremdlingen lernten sie auch den Klee für den Winter frisch zu erhalten. Sie gruben nämlich, wenn sie keine hölzernen Geschirre hatten, in ihren Höfen, an einem schicklichen Platze, ein Loch, schlugen das um und um mit Letten aus, damit es wasserfest wurde, schnitten dann den Klee auf der Strohbank, traten ihn fest in das Loch, und salzten immer dazwischen, wie man das Kraut einsäuert. Zuletzt schlugen sie es fest mit Lehmen zu, und machten, um den Regen abzuhalten, ein Strohdach darüber. Auch mit einem Theile der Brache hielten sie es nun anders, wovon ich einmal gelegenheitlich erzählen will. *) Ihre Aecker konnten sie besser bedüngen, weil sie mehr Futter hatten, das Vieh mehr zu Hause behalten und meistens im Stalle füttern konnten. Die Aecker und die Viehzucht waren nun erträglicher als vorhin, und auf diese Weise wurden die Leute im Dorfe sehr wohlhabend.

Brich

*) Zweiter Theil Nro. 59.

Brich dem Hungrigen dein Brod; und die im Elende sind, führe ins Haus! Es. 58, 7.

Gastfrey zu seyn, vergesset nicht. Denn mancher ist, um seiner guten Absicht willen, dadurch sehr glücklich geworden. Ebr. 13, 2.

41. Die Taglöhner.

Der Tagelöhner Trägemann war läßig und faul. Zur Arbeit mochte kein Mensch ihn haben, denn er hinderte nur die andern; und wer denn doch von ihm Arbeit gethan haben wollte, der mußte gewiß auch jemand bey ihm zur Aufsicht stellen.

Da ihm nun keiner gern etwas zu verdienen gab, ausser im Nothfalle, wenn kein anderer zu haben war; so verdiente Trägemann auch wenig, konnte sich nichts zu Gute thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit wurde ihm von Tag zu Tag saurer. Davon wurde er nun auch endlich verdrüßlich, mürrisch, neidisch und zänkisch gegen Jedermann. Mit seiner Frau, die mit den Kindern, seiner Faulheit wegen, oft kein Brod hatte, führte er die unzufriedenste Ehe; und man sah ihm das Elend und den Mangel an. Einst, als sie des Abends von der Arbeit nach Hause giengen, klagte er gegen einen andern fleißigen Tagelöhner, und sprach: „Wir armen Tage„löhner! uns geht es recht übel!" „Nein!" antwortete der andere, „nur den faulen unter uns geht „es schlecht. Wer arbeiten will und kann, dem man„gelt nichts, als das, was überflüßig, und also ent„behrlich ist."

Ar-

Armuth folgt der Faulheit auf dem Fuße nach. Spr. Sal. 6, 6—11. 14, 23.

42. Der Hehler.

Hehlemann stahl selber nicht; aber die Diebe kamen bey ihm zusammen. Und weil er Bier schenkte: so verzehrten sie viel Geld bey ihm, das sie aus dem Verkaufe des Gestohlenen gelöset hatten. Auch verkaufte Hehlemann selbst für die Diebe das Gestohlene. Endlich wurde die Diebsbande gefangen, und Hehlemann von ihnen angegeben, der dann mit ihnen zugleich gestraft wurde.

Wäre kein Hehler: so wäre auch kein Stehler.

Wer stehlen siehet, muß sich nicht scheuen, es anzugeben.

Wer da weiß, daß er etwas Gestohlenes kauft, der ist ein Gehülfe der Diebe. Spr. Sal. 29, 24.

43. Die beyden Bauern.

Georg und Martin hatten ein jeder 30 Morgen Land. Georg war aber damit nicht zufrieden, sondern kaufte, so oft eine Gelegenheit da war, noch einige Morgen hinzu, bis er es auf 90 brachte. Nun war er ein großer Bauer; aber geplagter, als irgend ein Tagelöhner im Dorfe. Zur Abzahlung seiner vielen Güter hatte er Geld bey Juden aufgenommen, weil er keinen amtlichen Consens wollte ausstellen lassen, und folglich bey Christen nichts bekommen konnte, die ihm das Geld nicht aufs Ungewisse vorstrecken wollten. Die Juden nahmen nun zwar nicht mehr Interessen,

als

als gewöhnlich: aber wo Georg 90 fl. empfieng, da mußte er hundert schreiben. Als ein Jahr um war, konnte er mit den Zinsen nicht nachkommen. Die Zinsen wurden also zum Capital geschlagen, und aus Dankbarkeit für die Nachsicht, mußte Georg auch hier wieder mehr schreiben, als er schuldig war. Seine weitläuftige Wirthschaft konnte er nicht recht übersehen; Gesinde, Taglöhner, Geschirr und Vieh kosteten ihm eine Menge Geld, und ehe zehn Jahre vergiengen, war alles so verschuldet, daß seine Güter auf den öffentlichen Strich kamen. Da sprach Martin zu ihm: Ei, Gevatter Georg! wie geht denn das zu? Bey meinen 30 Morgen habe ich mich bisher ganz wohl befunden, und ihr seyd mit neunzigen so ins Abwesen gerathen. „Das will ich euch sagen,“ antwortete Georg, „Ihr habt wenig Land, und könnet „alles selbst aufs beste bestellen; ich aber mußte theu„res Gesinde halten, und dieses arbeitete unwillig „und träge, ackerte schlecht, übertrieb mein Vieh zur „Unzeit, und ärgerte mich krank; die Zinsen häuften „sich immer auf Zinsen, weil ich sie seltens abtragen „konnte; die Juden trugen mir immer allerley Le„bensmittel aus dem Hause, die ich ihnen schenken „mußte, damit sie mich nicht verklagten; in den Hand„schriften mußte ich immer mehr schreiben, als ich „erhielt. — Dadurch bin ich zurück gekommen.“

Wer auf einmal zu viel umfaßt, hebt nichts in die Höhe.

Wer zu viel unternimmt, richtet wenig aus. Sirach 11, 11.

Was ein arbeitsamer Mann selbst thut, geräth besser, als was er durch andere Leute thun läßt, die nur ums Brod dienen.

Wer borgt, ist des Lehners Knecht. Spr. Sal. 22, 7.

Die Zinsen essen mit aus der Schüssel.

Bey Juden Geld und Vieh und Kleider borgen, ist der nächste Weg zum Verderben.

44. Der Zweifler.

Hans war arm und krank, und konnte sich selbst nicht helfen. Anstatt, daß er seine Obrigkeit, die sehr gut war und ihre nothleidenden Unterthanen gern unterstützte, hätte ansprechen sollen, oder sie durch den Prediger, wann er selbst nicht konnte, hätte bitten lassen sollen, daß sie ihm mit Arzney oder Lebensmitteln helfen möchte, zweifelte er, ob die Obrigkeit seine Bitte erhören würde, und wollte es auch nicht einmal versuchen, ihr gute Worte zu geben, oder dem Prediger, der ihn besuchte, seine Noth zu klagen. Da nun keiner erfuhr, wie sehr hülfsbedürftig er sey: so nahm er ein schlechtes Ende.

Wer wirklich Noth leidet, der schäme sich seiner Armuth nicht, und stelle solches seiner Obrigkeit, oder andern, die helfen können, demüthig vor, und halte an mit Bitten um Hülfe. Zu gleicher Zeit habe er das Vertrauen zu Gott, dem Vater der Menschen, daß er die Herzen der Menschen zu allem, was wirklich nöthig und nützlich ist, lenken werde. Alsdann wird er ruhig und glücklich seyn, es gehe auch, wie

es geht. Hilft Gott nicht auf die Weise, welche wir ihm vorschlagen, und erwarten: so hilft er auf eine andere, und diejenigen, welche ihn lieben und ihm vertrauen, erlöset er endlich von allem Uebel, und macht sie ganz und ewig glücklich. Hebr. 10, 35.

45. Die Rekrutenaushebung.

Es war einmal im Kriege nöthig, daß Rekruten mußten ausgehoben werden, und der Officier ließ deswegen die Eingeschriebenen zusammen kommen. Unter diesen war einer, der weinte sehr. „Schäme dich!" sagte der Officier: „bist du ein treuer Unterthan, und „fürchtest dich, deinem Könige, und dem Vaterlande „zu dienen, wenn deine Dienste nöthig sind?" „Ach „Herr!" sagte der Bursche: „aus Furcht weine ich „nicht: aber ich habe eine siebenzigjährige gichtbrüchi„ge Mutter, und eine Schwester, welche durch die Blat„tern blind geworden ist, und diese beyden habe ich „bisher mit meiner Arbeit ernährt; die jammern „mich so sehr!" Der Officier fragte nach, ob dieses sich also verhielte, und als er es wahr befand, ließ er den Burschen zurück. Nach zwey Monaten starb die alte Wittwe, und kurz darauf die elende Schwester; und nun, so bald sie begraben waren, gieng der junge Bursche zum Regiment und meldete sich! Denn er sprach bey sich selbst: Nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem Landesherrn zu dienen, und wenn sich der gute Officier an mir nicht betrogen findet: so ist er vielleicht gegen andere eben so gütig, als er gegen mich gewesen ist.

Edle Gesinnungen findet man unter allen Ständen.

46. Die Strafe.

Es war ein Mensch in einem Dorfe, der viel Geld hatte, und weil er sehr unverständig war, so bildete er sich auf seinen Reichthum viel ein, und wollte alles mit Geld zwingen. Dieser Mensch hatte einmahl eine böse Handlung begangen, und sollte andern zum Beyspiel gestraft werden. Die Obrigkeit hatte eine öffentliche Leibesstrafe für ihn bestimmt, um seinen Stolz zu demüthigen. Gleich war er mit seinem Gelde bereit, und wollte sich von der Strafe loskaufen. „Nein," sagte die Obrigkeit, „du hast öffentlich und aus Uebermuth gesündigt, du mußt auch öffentlich beschämt und „gestraft werden. Der Reiche muß eben sowohl Recht „thun, und der Ordnung sich unterwerfen, als der „Arme." Da lobten alle Leute im Dorfe die Gerechtigkeit dieses Ausspruchs, und ein jeder ward dadurch zufrieden gestellt und gebessert.

Siehe des Reichen Geschenke nicht an im Gerichte; sondern sey unpartheyisch, wann du richtest!

Gottes und der Obrigkeit Gebote müssen Arme und Reiche befolgen.

Sprüche Sal. 20, 30. Man muß dem Bösen wehren mit harter Strafe und mit ernsten Schlägen, die man fühlt. Sir. 5, 1.

47. Der Heuchler, oder der Augendiener.

Klaus diente bey einem Herrn, der andere Geschäfte hatte, und der nur zuweilen und nicht alle Stunden nach seinen Leuten sehen konnte. Diese Stun-

den merkte sich Klaus. Wann er nun wußte, daß sein Herr kommen würde, dann arbeitete er, als wenn er sich todt arbeiten wollte. War der Herr weggegangen, so ließ er die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. In der Kirche stellte er sich fromm an, seufzete und weinte. Aber heimlich übte er die liederlichsten Streiche aus. Sein Herr hielt ihn lange für einen treuen Diener, denn Klaus sprach oft mit ihm davon, daß es Unrecht sey, faul und untreu zu seyn, und klagte über die andern, wie viel er wegen seiner Treue von ihnen leiden müsse. Einst aber traf ihn sein Herr unversehens über einem wichtigen Diebstahl an, und als er gefangen gesetzt wurde, da kamen alle seine bösen Streiche an den Tag. Er war doppelt gestraft.

Ein Heuchler ist der schändlichste Bösewicht; denn er will nicht allein Menschen, sondern auch Gott betrügen. Aber irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

48. Die gute Gewohnheit.

In Christians Hause war die Gewohnheit, daß des Sonntags Abends Christian seine Kinder und sein Gesinde versammelte, und sie fragte, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer dann am meisten wußte, den ehrte Christian vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was er wußte. Von dem Pfarrer borgte er immer schöne Bücher und ließ sich auch zuweilen eines von ihm kaufen. Aus diesem las er entweder selbst vor, oder ließ auch jemand anders vorlesen, und alle Sonntage kamen etliche Nachbarn zu ihm, weil

man

man da immer so viel Schönes hören konnte. Wenn er sein Abend- oder Morgenlied sang: so mußten alle seine Hausleute zusammen. Niemand aber durfte dabey so häßlich schreyen, wie es sonst gewöhnlich war. Mit gemäßigter Stimme mußte jedes mitsingen, daher man auch nirgends im Dorfe einen so wohl klingenden und rührenden Gesang hörte, wie bey ihm. Auch war das Gesinde, welches bey Christian gedient hatte, Zeit seines Lebens zu kennen, denn es hatte dort etwas Gutes gelernt.

Wie viel Böses geschieht am Sonntage! Nur der feyert den Sonntag recht, der am Sonntage viel Gutes thut. 2. Mos. 20, 8.

49. Leckermaul.

Leckermaul war von seinen Aeltern verzärtelt worden. Er aß dies und jenes nicht. Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß die Speisen, die wohl hätten können mit Danksagung gegen Gott gegessen werden, oft verachtet wurden, und stehen blieben. Er kaufte sich Semmel oder mürbe Wecke und Kaffee, und brachte damit liederlich seinen Lohn durch. Lange blieb er auch nicht bey einem Herrn; sondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als einst eine Theurung kam, bettelte Leckermaul aus Noth auch vor der Thüre einer gewissen Herrschaft, deren Essen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück schimmlichtes Brod.

„Ach Gott," sagte er, „das habe ich hier verdient! Wie oft war mir damals sehr gutes Essen zu

„schlecht! wie oft habe ich das Essen verachtet! Nun „muß ich darben.“

Spiegle sich ein jeder an diesem Beyspiele.

50. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und von der Schädlichkeit des Lasters.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut,
Ist in der That ein großes Gut,
Und hat es Gott gegeben.
Ach dankten wir
Doch Gott dafür
In unserm ganzen Leben!

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht.
Geschenk' und Gaben sind zu schlecht,
Weil Gott das Herz begehret.
Wenn uns gefällt,
Was Gott gefällt,
Dann wird Gott recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt;
Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt
Vor mancher Sorg' und Plage.
Wer Gott verläßt,
Dieß glaubet fest!
Hat nie zufried'ne Tage.

Ein Laster führt zum andern hin;
Sich zu verbergen, muß er flieh'n
Von Vaterland und Hütte.
Die Obrigkeit
Verfolget weit
Des Bösen flücht'ge Schritte.

Die Unruh seines Herzens geht
Mit ihm umher; und wo er steht,
Da nagt ihn Furcht und Kummer:
Der böse Rath,
Die böse That,
Verwehrt ihm Ruh und Schlummer.

Wer aber reines Herzens ist,
Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,
Ihn durch Gehorsam ehret,
Den schützet Gott
In aller Noth;
Sein Segen wird vermehret.

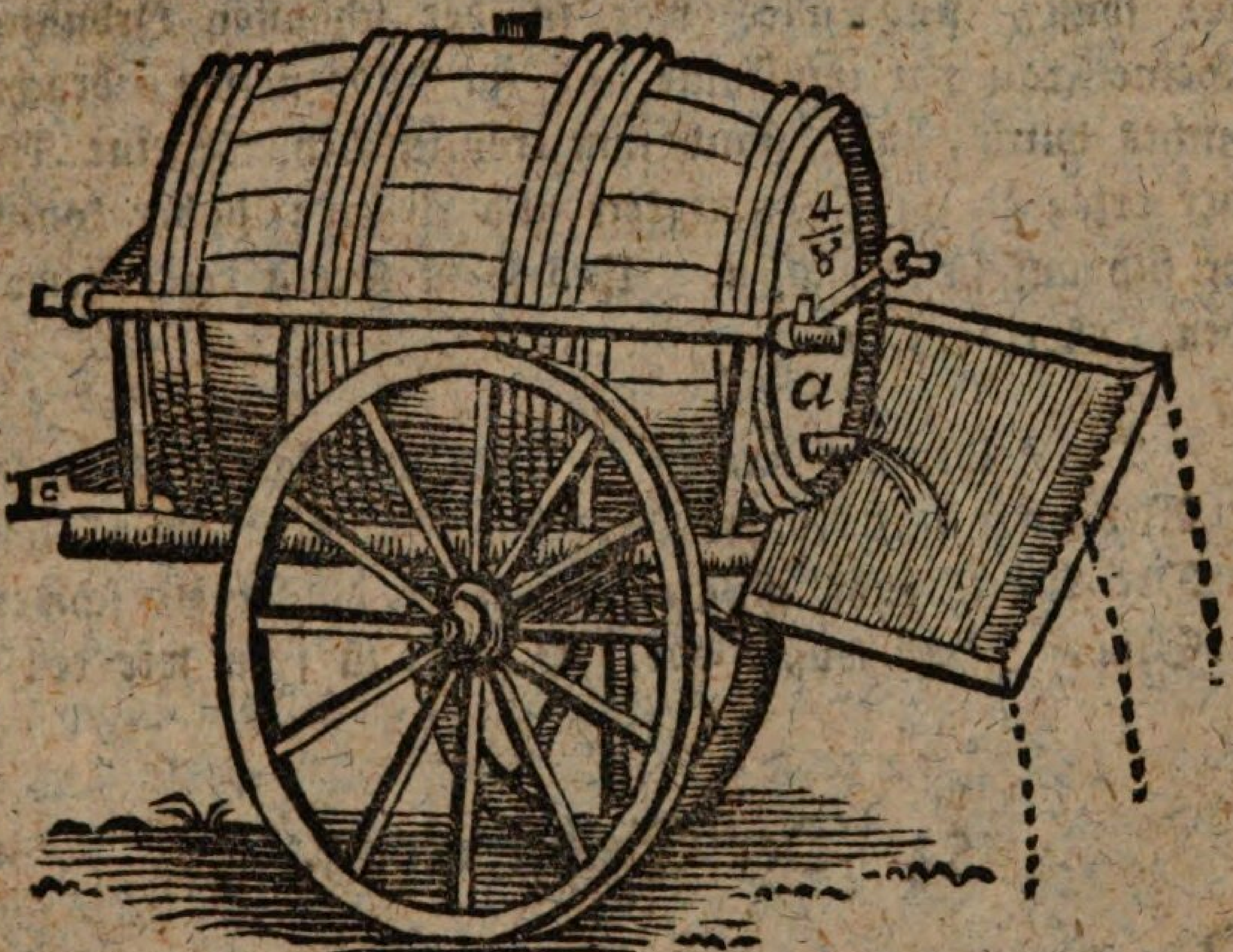
51. Der gute Landwirth.

Georg war durch den Ackerbau sehr wohlhabend; und das gieng so zu: Sein Vater hatte noch die thörichte Meynung, als ob ein Bauer, der mit Pferden fährt, vornehmer wäre, als einer, dessen Gespann aus Ochsen besteht. Er that sich auch nicht wenig darauf zu gut, wenn er an Sonn- und Feyertagen in der Gegend herumfahren oder reiten konnte, was ein Ochsenbauer, wie er sagte, bleiben lassen mußte. Georg lachte über den eiteln Stolz, schaffte seine Pferde ab, und kaufte Ochsen dafür. Pferdefleisch ist ein theures Fleisch, und mags doch Niemand essen, sagte er. Der Dünger der Pferde taugt auf die wenigsten Aecker, das Pferd wird alle Wochen weniger werth, kann nicht gemästet und zum Nutzen des Hauswesens geschlachtet werden, und will weit besser gehalten seyn, als das Rind. Nichts ist erbärmlicher anzusehen, als so ein Paar elende Heupferde, die

kaum den leeren Wagen schleppen können; und doch denkt mancher, das stehe vornehmer, als wenn man mit gesunden starken Ochsen fährt. Weiter: Georgens Vatter hatte von seiner Düngstätte aus, einen Dohl (eine Abzugrinne) auf die Straße geführt, damit die Mistlauge hübsch ablaufen konnte; dafür wußte man aber auch oft nicht, ob er Dung oder Stroh auf seine Aecker führte, und seine Güter standen immer schlecht. Das ist ja ganz verkehrt, dachte Georg, daß man nur Stroh zu erhalten sucht, und den Dünger auf die Gasse laufen läßt! Er sorgte also dafür, daß vor allem das allzu viele Regenwasser, das den Mist ganz abschwemmt und die Lauge davon führt, von seinem Hofe zum Theile abgehalten würde. Zu dem Ende ließ er auf der Hofseite Haus und Scheune mit hölzernen Dachrinnen versehen; dann grub er auf einem Platze, worüber man nicht zu fahren nöthig hatte, ein 5 Schuh tiefes Loch, ließ es fest ausmauern, und leitete die aus dem Stalle ablaufende Mistlauge hinein. In dieses Loch warf er nun den schlechtesten Dünger und ließ ihn darin faulen. War das geschehen: so zog er ihn wieder heraus, legte ihn hübsch dicht auf einander, und warf wieder andern schlechten Dünger in die Grube. Dadurch bekam Georg so guten Dünger, daß eine Fuhr davon mehr werth war, als 5 Strohfuhren, die doch auch Mist vorstellen sollten. Auch das, was von der Düngstätte weglief, sammelte er in einer besondern Grube, und goß dann die Lauge, wenn allzu dürre Witterung einfiel, wieder auf den Mist. Was von der Mistlauge ganz übrig war, führte er entweder des Winters, in Eisstücken, oder im Herbste und Frühlinge, in einem Fasse, auf seine Wiesen. Am

Schlauch-

Schlauchzapfen des Fasses, hatte er auf dem Karrn ein Brett fest gemacht, über welches die Lauge während des Auf- und Abfahrens, herausströmte und sich auf der Wiese vertheilte.



War die Lauge sehr scharf: so vermengte er sie mit Wasser, damit sie durch ihre Schärfe nicht schaden konnte. Wenn er im Junius den Mist auf das Brachfeld führte, so ließ er ihn nicht erst Wochen lang liegen und von der Sonne ausziehen, sondern pflügte ihn frisch unter. Seine Ochsen ließ er gar nicht auf den Rasen treiben, denn sie verschleppen mir nur den Dünger und kommen doch hungrig von der Weyde, sagte er. Seine Kühe trieb er nur, so lange die Stoppelweyde dauerte, täglich zum Hirten. Ausserdem aber die Woche nur ein- oder zweymal, damit sie Bewegung hatten. Uebrigens fütterte er sein Vieh in

dem

dem Stalle, denn er sahe sehr auf den Dünger. Eben deßwegen legte er sich auch so sehr auf den Kleebau. Dadurch brachte er aber auch seine Getreideäcker in den prächtigsten Stand, und bekam die Aussaat zwölffach wieder. Seine Kühe gaben wohl noch so viel Milch, als sonst, und alles war in der schönsten Ordnung. Seine Frau war im Hause und im Felde fleißig, brachte nichts durch, und stand ihm treulich bey. Seine Kinder erzog er zur Frömmigkeit und Arbeit; daher konnte er sich auf sie verlassen. Und so ist Georg reich geworden. Spr. 12, 11.

Die Felder um uns her verlieh uns Gott zum Segen,
Wenn wir mit klugem Fleiß und Sorgfalt ihrer pflegen.
Der Arbeit Lohn ist groß, ist gleich die Arbeit schwer.
Seht, Jürge wußte das. O strebt zu seyn wie er!

52. Der Selbstbetrug.

Zwey Frauen, die sich seit langer Zeit gram gewesen waren, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte zuerst Wasser schöpfen. Denn jede behauptete, ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes heftiges Gezänke, und mußten endlich, unter dem Gelächter aller Nachbarn, von ihren Männern aus einander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt gewesen waren, hatte indeß stundenlang Durst leiden müssen.

So hintergeht der Mensch sich selbst, wenn bey ihm böse Triebe rege werden! Diese Frauen glaubten selbst, sie zankten sich nur aus Sorgfalt für ihr Vieh;

und

und doch zankten sie sich bloß, weil sie einander haßten. Mit jeder andern hätten sie sich gut vertragen, und ihr gern erlaubt, zuerst zu schöpfen.

Gebt wohl Acht, Kinder, auf die geheimen Bewegungen, die in euch entstehen, damit ihr euch nicht selbst zu bösen und schändlichen Handlungen verführt!

53. Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einstmals das Fieber von schlechter Verdauung. „Wollt ihr nicht zu der weisen Frau „schicken?" sprach diese; „oder zu dem Marktschreyer?" sprach jene unverständige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzney herumtrug, ins Haus, von diesem sollte Wilhelm Bergöhl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hexenmeister das Fieber vertreiben zu lassen, und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: „Nein, das thue ich „nicht; meine Gesundheit ist mir lieber. Es ist nicht „genug, des Fiebers los zu werden; man muß auch „nachher keine schlimmere Krankheit bekommen, als „das Fieber selbst ist. Ich will zum Prediger gehen, „und was mir der rathen wird, das will ich thun." Dieser war ein verständiger Mann, und für wenig Groschen Arzney ward die Ursache des Fiebers aus dem Leibe geschafft: und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf. Denn ohne Ursache ist keine Wirkung.

54. Der Ungeduldige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlage der Haut. Ein verständiger Prediger, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage

ruhig zu halten, vor Verkältung zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlags, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Kratzen und Reiben zu verwehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rath nicht; er verkältete sich, und kratzte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug, durch die oftmalige Verkältung, der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

Spr. Sal. 16, 32. Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker.

Einige Krankheiten sind blos empfindlich, und schmerzhaft: aber nicht gefährlich, sondern vielmehr heilsam. Und nur unter der Bedingung, sie geduldig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

55. Der Sanftmüthige.

Hans wurde im Anfange, als er Schulze geworden war, und auf Ordnung und Recht im Dorfe zu halten anfieng, oft von den Nachbarn angefeindet, und mit empfindlichen Reden gescholten. Aber er schalt nicht wieder, sondern sprach: „Ihr Leute, warum scheltet „ihr auf mich? Ich suche ja euer Aller Beßtes. Ohne „Ordnung kann kein Dorf glücklich seyn. Mit der „Zeit werdet ihr das besser einsehen und mir danken.“ Und so geschah es auch.

Spr. Sal. 16, 32. Der seines Muthes Herr ist, ist größer, als der Städte gewinnt.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern traget es sanftmüthig, wenn ihr um etwas Gutes willen leidet: so werdet ihr eurem sanftmüthigen Heilande Jesu Christo ähnlich. 1. Petr. 3, 9.

56. Die bösen Bauern.

Die Bauern zu Bösendorf waren in der ganzen Gegend im übelsten Rufe. Aber es waren auch recht böse Leute; denn sie verrückten heimlich die Grenzen ihrer Herrschaft und ihrer Nachbarn; und wo ihr Ackerstück an eine öffentliche Viehweyde, oder an einen Gemeinrangen stieß, da pflückten sie alle Jahre etwas ab, und wollten auf solche ungerechte Weise ihren Acker zum Schaden des gemeinen Wesens vermehren.

Ihr Vieh hüteten sie oft in Hegeplätzen oder auf andern verbotenen Grundstücken, wenn sie wußten, daß keine Aufsicht war, oder ließen es ohne Hirten Schaden laufen. Wem sie etwas zu geben hatten, an Wein, Korn oder Zehenden, den betrogen sie, wo sie konnten. Und Holz stahlen sie, wo nur etwas zu stehlen war. An ihre Kinder wendeten sie nichts, und gönneten ihnen nicht einmal den Schulunterricht. Sie selbst aber kamen so selten als möglich in die Kirche, den einzigen Ort, wo sie noch etwas Gutes hätten hören, und von ihrem Unrecht überzeugt werden können. Aber bey diesem Trachten nach ungerechtem Gute blieben sie doch bettelarm, kamen auf keinen grünen Zweig, und waren, wie schon gesagt ist, in der ganzen Gegend verachtet.

Wer Grenzen verrückt, ist Ursache an vielem Bösen. 5. Mos. 27, 17.

Begehret nicht, was euch nicht gehöret.

Trachtet nach Recht, und lasset ab vom Unrechte; denn jedes Unrecht ist Sünde.

Nur diejenigen, die Gerechtigkeit lieben, können hier in diesem Leben ruhig und glücklich, und nach dem Tode selig seyn. Amos. 5, 14. 15.

57. Der kluge Wirth bey der Theurung.

Als einst bey nasser Witterung das Getreide schlecht gerathen war, und das Malter Korn zwölf Gulden galt, da rechnete Georg aus, daß er sonst gewöhnlich über 15 Malter Korn zu Brod gebraucht hätte. Er fieng also gleich nach der Aerndte zu sparen an, und kaufte 15 Malter Kartoffeln, das Malter um 2 Gulden, das waren 30 Gulden. Und nun verkaufte er 7 Malter Korn um 84 Gulden, weil er, statt des mehreren Brods nun Erdäpfel speisete; und gewann auf die Weise bey der theuern Zeit, da fast ein jeder verlohr, vier und funfzig Gulden.

Denke in Zeiten daran, wie du dich einrichten willst; denn wenn die Noth einbricht, so ist's zu spät.

58. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Christian war in der Jugend von seinen Aeltern zur Schule gehalten, und zu Fleiß und Rechtschaffenheit gewöhnt worden, daher war er verständig, und liebte das Gute.

Als er groß wurde und heyrathen wollte, da sah er vornemlich nach einer fleißigen und tugendhaften Person, die er kannte; daher war sein Ehestand glücklich; denn sie liebten sich beyde, und hielten über Ordnung und Zucht in ihrem Hause. Ihr beyderseitiger Fleiß machte dann auch, daß ihr Vermögen sich vermehrte; und von diesem Segen waren sie wohlthätig, und dienten gern mit Rath und That; daher war ihnen jedweder gewogen. Sie giengen allem

Zank aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angiengen, und gaben einem jeden das Seinige; daher blieben sie von Processen und Strafen frey, und die Herrschaft mochte sie, ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen, sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, sich nicht ärgerten und zankten, so blieben sie gesund, und erreichten ein hohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen mit gutem Beyspiele vorgiengen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

So ist die Tugend der sichere Weg zur Glückseligkeit.

59. Das Testament.

Als Heinrich gefährlich krank war, sagte der Prediger zu ihm: „Wollt ihr nicht etwa ein Testament „machen, und in diesem letzten Willen über Vermö„gen und Nachlaß etwas festsetzen?" „Lieber Herr „Prediger!" sagte Heinrich, das hab ich längst bey ge„sunden Tagen gethan, um auf meinem Sterbebette „nicht damit beschäftigt zu seyn. Ich habe meinen „letzten Willen, oder mein Testament selbst geschrie„ben, und in unserm Gerichte niedergelegt. Auch „liegt bey meinen Briefschaften ein Büchlein, worin „alles richtig aufgeschrieben ist, was ich schuldig bin „und einzunehmen habe." Da lobte der Prediger diesen verständigen Mann, der nicht allein die Ordnung geliebt, sondern auch bey gesunden Tagen, an den Tod gedacht hatte.

Bedenke das Ende deines Lebens oft, so wirst du in allen Stücken weislich handeln.

60. Der sterbende Jüngling.

Ein junger Mensch, der in der Schule sehr fleißig, und seinen Aeltern gehorsam gewesen war, lag tödtlich krank. Die Aeltern hatten gleich bey dem Anfange der Krankheit einen verständigen Arzt zu Rathe gezogen; aber die Krankheit war nicht zu heilen. Sie betrübten sich nun sehr, als sie sahen, daß sie ein so wohlgerathenes Kind verlieren sollten, und weinten kläglich an seinem Bette. Da sprach er folgende merkwürdige Worte: „Weinet und betrübet euch über meinen Tod „nicht allzu sehr, geliebte Aeltern! Gott läßt aus weisen Ursachen einen früh, den andern spät sterben. „Wer Liebe und Vertrauen zu ihm hat, ist niemals „und auch im Tode nicht unglücklich. Dieser Glaube „macht mich jetzt getrost. Mein Tod ist ja nur eine „Veränderung meines Zustandes, ich komme aus dem „bisherigen, in einen andern und bessern Zustand, „sollt' ich mich denn nicht freuen? Und da ich weiß, „daß ihr mir alles Gute gönnt, geliebte Aeltern: so „freuet euch auch! und habt vielen Dank, daß ihr „mich fleißig zur Schule gehalten, denn da lernt man, „wie man tugendhaft und glücklich leben, und dann „im Frieden sterben kann." —

Der Tod ist nur denen schrecklich, die wenige gute Erkenntnisse haben, und von den väterlichen Absichten Gottes mit dem Menschen nicht genug unterrichtet sind. Spr. Sal. 14, 32.

Lernt, Kinder, aus allen solchen Geschichten, wie viel Nützliches man in guten Schulen lerne!

61. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens.

Einst waren zwey Schwestern in einem Dorfe: die älteste war ordentlich und sittsam; und die jüngste war frech und liederlich.

Die älteste, nachdem sie eine Zeitlang fleißig und treu gedienet hatte, heyrathete einen alten Mann, mit dem sie vergnügt lebte.

Die jüngste aber ward ihrem Bräutigam untreu, und lief mit einem andern Manne davon. Dieser aber war selbst liederlich; und weil er gewahr wurde, daß sie mit andern freundlicher that, als mit ihm: so verließ er sie und ihr Kind in großer Armuth. Sie bettelte sich nun nach ihrem Vaterlande zurück, wo sie von allen ihren vorigen Bekannten verachtet wurde. Indeß kam ihr unschuldiges Kind vor Hunger und Elend um; und weil sie, statt zu arbeiten, lieber stehlen mochte, so kam sie ins Zuchthaus, worinn sie auch starb.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen:
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter hin führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

62. Es ist mehr Gutes, als Böses, in der Welt.

Christian sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder, „wann es euch wohl geht, wann ihr mit Lust esset, „wann ihr gesund seyd, wann es schön Wetter ist, „wann die Vögel singen, wann ihr euch an dem An„blicke des Getreides, oder am Geruche der blumigten „Wiesen vergnügt: so danket Gott mit Freuden, der „alles dieses Gute giebt. Ich bin ein alter Mann; „aber wenn ich nachdenke, so hat mich Gott weit mehr „Freuden, als Widerwärtigkeiten, erleben lassen, „und ihr Kinder werdet dasselbe sagen müssen. Z. B. „Gegen Einen Tag Krankheit, wie viel Tage Gesund„heit! Das meiste Mißvergnügen macht der Mensch sich „selbst, durch Unordnung und Laster. Wer Gott recht „aus Dankbarkeit liebt, und durch Gehorsam ehrt, „für den ist die Welt kein Jammerthal. Das Unan„genehme in dem menschlichen Leben ist entweder ver„schuldet, und dann ist es, als Strafe, zur Besserung „nützlich; oder es trifft uns, ohne daß wir es veranlaßt „haben, und dann ist es Schickung, oder Verhängniß „des allweisesten Gottes und Vaters, und im Ganzen „gewiß gut und nützlich. Z. B. Es übt uns in der „Geduld. Was dem einen nützt, das schadet dem an„dern Dinge: Z. B. Der Tod eines eßbaren Thiers „verschafft dem Menschen seine Nahrung und Speise. — „So wie es nicht immer Tag oder Frühling seyn kann, „so kann es auch nicht immer jedem Menschen nach „seinem Sinne gehen."

In diesem Leben ist noch keine vollkommene und immerwährende Glückseligkeit. Wer einst vollkommen,

und

und ohne Aufhören glücklich seyn will, der muß erst lernen tugendhaft und gut zu seyn, das ist, er muß Dankbarkeit und Mäßigkeit im Glück, und Geduld in Widerwärtigkeiten lernen. Beständige Glückseligkeit ist nach dem Tode der Lohn des Frommen. Es ist eine große Gnade Gottes, daß hier in dieser Welt schon mehr Gutes, als Böses ist, und also sogar unsre Lehrjahre uns angenehm gemacht worden sind. Ps. 119, 6.

63. Endzweck und Mittel.

Elisabeth sprach zu der Frau, bey der sie diente: „Ich „wollte gern von Gott, von seinem Willen, oder von „dem, was Gott befohlen und verboten hat, und wie „ich beständig, und auch nach dem Tode glücklich wer„den kann, so viel als möglich ist, wissen.“ „Also „(antwortete ihre verständige Herrschaft) mußt du hören, „das heißt, Acht geben, und verstehen, was gelehrt „wird; und auch lesen, das heißt, gedruckte oder ge„schriebene Wörter, und ihre Bedeutung, kennen und „verstehen lernen. Des Hörens wegen geht man in „die Predigt: wer lesen kann, der kann zu Hause noch „in der Bibel, im Gesangbuche, oder sonst in einem „guten Buche lesen. In der Predigt wird die Bibel „erklärt, und wenn dieses gehörig geschiehet, so lernt „man sie immer mehr und mehr verstehen. Was du „nun daraus Gutes behalten oder gelernt hast, das „mußt du fleißig und gern thun und in Uebung brin„gen: Gott aber um Weisheit dazu täglich bitten. „Dieses sind Mittel zu deiner Absicht. Wenn du diese „Mittel treulich anwendest: so wirst du deinen End„zweck erlangen.“

Was ich zu erlangen wünsche, ist Endzweck, oder Absicht.

Wodurch ich diesen Endzweck erlange, das sind die Mittel.

Wer sich gute Endzwecke vorsetzt, wie hier Elisabeth that, der ist auf dem Wege, gut zu werden.

Wer die rechten Mittel wählt, gute Endzwecke oder Absichten zu erlangen, der ist weise.

Wer uns diese Mittel bekannt macht, als Aeltern, Lehrer, Prediger und wahre Freunde, der verdient unsern größten Dank.

64. Der gute Soldat.

Als Christophs Sohn, Wilhelm, groß wurde, mußte er Soldat werden. Er gieng auch willig zum Regiment, weil er in der Schule gelernt hatte, man müsse gehorsam seyn, nicht murren, noch seinem eigenen Willen folgen. Er gedachte: Gott hat mich zu diesem Stande bestimmt; denn alles, was geschieht, das geschieht nach Gottes weisem und gnädigem Willen.

Als er das lernen sollte, was man als Soldat wissen muß, gab er recht Achtung. Denn er hatte schon in der Schule, Achtung zu geben, gelernet. Er bekam auch keine Strafe wegen Nachläßigkeit; sondern war in kurzer Zeit so geschickt, als der beste in der Compagnie. Und weil er in der Schule sehr fertig schreiben und rechnen gelernt hatte: so nahm ihn der Adjutant des Regiments zum Schreiber an.

Im Kriege verhielt er sich wohl, war beständig da, wo er seyn sollte, plünderte und raubte nicht: sondern ließ sich an seinem Solde begnügen. Was ihm

ihm befohlen war, das that er unerschrocken, und sprach oft andern Muth ein, die sich fürchteten. Brüder, rief er, wer Gott vertraut, der hat Herz! Wann wir unsere Schuldigkeit thun, dann sorgt Gott für uns. Ein Schelm, der seine Fahne verläßt!

Wilhelm ward bald Unterofficier, und endlich Feldwebel; da er dann von allen, die ihn kannten, Achtung und Liebe genoß, auch sein gutes Auskommen hatte.

Wer in der Jugend gelernt hat, seine Pflicht zu thun, und in erwachsenen Jahren sie wirklich thut, der kann bey Gefahren und Beschwerlichkeiten sich vorzüglich auf Gott verlassen, und deswegen getrosten Muths seyn. Spr. Sal. 2, 7. 8.

65. Die rechtschaffene Frau.

Marie hatte einen Mann, der sehr zum Zorne geneigt war, und bey allen Gelegenheiten in Heftigkeit und Eifer gerieth. Als Marie das merkte, vermied sie desto sorgfältiger alle Gelegenheiten zum Verdruß, und war so fleißig und ordentlich, daß ihr Mann fast keine Gelegenheit finden konnte. Wenn sie dann sah, daß er doch verdrüßlich wurde; so war sie desto freundlicher gegen ihn, und widersprach ihm nicht. Oft bat sie Gott in ihrer Einsamkeit um die Besserung ihres Mannes, und um Geduld. Endlich war sein Herz erweicht; und als sie einsimals zum Abendmahl gehen wollten, bat er seine Frau, ihm alle sein Unrecht zu vergeben, und versprach aufrichtig, sich zu bessern. Da betete Marie mit ihm zu Gott um Beystand zu diesem Vorsatze. Und sie führten nachher eine glückliche und zufriedene Ehe.

Eine rechtschaffene Frau kann viel zur Besserung ihres Mannes beytragen. Sir. 26, 1.

Jak. 5, 19. 2c. Wer einem Menschen zur Tugend behülflich ist, hat großen Lohn von Gott zu erwarten.

66. Ein Lied.

Gott! deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen.
Du liebst uns aus Barmherzigkeit,
Und eilst uns beyzustehen.
Durch dich währt unser Leben fort;
Vernimm auch jetzt mein kindlich Wort,
Denn ich will vor dir beten:

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden:
Du weißt, wie viel ich haben muß,
Und dieses wird mir werden.
Gieb nur, o Gott! mir den Verstand,
Daß ich dich, und den du gesandt,
Und mich selbst recht erkenne!

In dieser Absicht segne du,
O Gott! die guten Lehren,
Die wir in Sicherheit und Ruh,
Nun lernbegierig hören.
Mach uns geschickt zu jeder That,
Die uns dein Wort geboten hat,
Durch Jesum Christum. Amen.

67. Die guten Brautleute.

Eine kranke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit,

zu

zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es, Gott Lob! „so wohl. Wir haben Ueberfluß. — Aber wie viele „mögen Noth leiden! Laß uns an unserm Hochzeittage „eine gute Handlung thun, und der armen kranken „Frau dort ein wenig Essen schicken oder selbst brin„gen.“ „Du hast Recht, sagte der Bräutigam, ich „liebe dich nun noch mehr, als vorher, weil du so gut „gesinnt bist.“ Da nahmen sie beyde etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzney und Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf giengen sie wieder nach dem Hochzeithause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen; aber sie waren ausserordentlich vergnügt. Sir. 14, 14.

68. Briefe.

Eine Wittwe hatte eine einzige Tochter, Marie, die sie sehr liebte. Doch konnte sie diese Tochter nicht stets um sich haben, denn sie war arm; darum hatte sich die Tochter in einem nahegelegenen Dorfe bey einer guten Herrschaft verdingen müssen. Ihre Herrschaft zog endlich in eine große Stadt, und sie mußte dahin folgen. Obgleich ihre Mutter es nicht gerne sah, daß Marie in der Stadt dienen sollte; so mußte sie es doch geschehen lassen, weil es mitten im Dienstjahre, auch die Herrschaft überaus gut war. Bey dem Abschiede nun ermahnte die Mutter ihre Tochter herzlich, sich vor Verführungen der Städte zu hüten. Da sagte Marie: Liebe Mutter, ihr könnt ja schreiben, und ich auch: schreibt mir zuweilen, und erinnert mich an mein Ver

sprechen, welches ich Gott und euch gethan habe, mich gut aufzuführen. Nach einiger Zeit schrieb die Mutter folgenden Brief an die Tochter:

Liebe Tochter!

Wie geht es dir in deinem neuen Zustande? Bist du noch gut und fromm, und hütest dich, daß du in keine Sünde willigest, und wider Gottes Gebot thust? Ich bete zwar täglich für dich zu Gott, daß er deiner Jugend und Unerfahrenheit durch seinen Verstand zu Hülfe komme; aber du mußt auch beten. Fliehe den Müßiggang; mache dir stets solche Geschäfte, die entweder deinem Leibe, oder deiner Seele wahren Vortheil bringen. Lebe mit deiner Herrschaft und auch mit deinem Mitgesinde in Friede und Einigkeit. Suche deiner Herrschaft Vortheil aus allen Kräften, und sie wird dir wieder helfen und dein Wohlseyn befördern. Und wenn sie dir's auch nicht dankte, so hast du doch Gott gehorcht, und ihm geglaubt. Gott aber läßt denen, die ihn durch Gehorsam ehren, alles zum Besten dienen. Es gehe dir also an Leib und Seel wohl! Dieses wünscht

deine getreue Mutter.

Antwort der Tochter.

Liebe Mutter!

Wie gut ist's doch, daß ihr schreiben könnt, und daß ich auch schreiben kann! Wir sind iso weit von einander, und nun können wir doch manchmal so herzlich mit einander reden, als wenn wir beysammen wären. Euer lieber Brief hat mich recht gestärkt. Ihr

Ihr habt wohl recht, liebe Mutter! daß ihr mich vor Müßiggang warnet. Auf dem Lande, wenn ich meine gewöhnliche Arbeit gethan hatte, dann gieng ich in den Garten, oder auf's Feld, und half, wo ich arbeiten sah. Aber hier ist das alles nicht. Dafür haben wir aber auch hier oftmals Wochenpredigten. Dann arbeite ich vorher fleißig, und wann sich's schicken will, so bitte ich vorher meine Herrschaft um Erlaubniß, in die Wochenpredigten zu gehen.

Meine Herrschaft ist zufrieden mit mir, und ich mit ihr. Dem übrigen Gesinde im Hause begegne ich höflich, wie sich's für ein so junges Mädchen schickt; und wann sie manchmal auch mit Unrecht auf mich schelten, dann schweig ich stille. Ich denke, wenn mich mein Gewissen nicht schilt, so werden mir unverdiente Scheltworte nicht schaden können.

Liebe Mutter, wenn Ihr mir's nicht verdenken wollet — in diesem Briefe sind zwey Thaler, die habe ich übrig, denn ich habe noch vier Thaler baar Geld, und meine Kleidungsstücke sind ganz und gut. Nehmt doch diese zwey Thaler von Eurer lieben Tochter an, und pflegt Euch in Eurem Alter dafür. Ich kann Euch doch mein Lebtage nicht alle Wohlthaten vergelten, die Ihr mir erzeigt habt. Nicht wahr, liebe Mutter! Ihr seyd doch darum nicht unwillig über Eure

gehorsame Tochter,
Marie.

69. Die gute Wahl.

Ein kluger Mensch wollte heyrathen, und kam in ein Haus, in welchem zwey Schwestern waren. Die eine

eine war hübsch, putzte sich gern, und that nicht gern nützliche Arbeit. Die andere war bey weitem nicht so kostbar geputzt, sondern nur reinlich; aber sie war fleißig, that alles im Hause, und besorgte die ganze Wirthschaft.

Welche von beyden wird er wohl geheyrathet haben?

70. Vom Nutzen der Obrigkeit.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche, oder solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf unordentliche Wirthe, das heißt, solche, die sich nach nichts, als nach ihrem eigenen Willen, richten wollten, und zum allgemeinen Besten nichts beytragen mochten. An dem Felde dieses Dorfes floß ein kleiner Fluß, der bey großem Wasser oft die Dämme durchbrach, und durch Ueberschwemmung Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten, und thaten ihr Mögliches; aber es war für sie zu viel Arbeit. Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht helfen, und aus Eigensinn lieber Schaden leiden, als den andern behülflich seyn. — In ihrem Dorfe war es morastig und tief, daß im Winter ihr Vieh stecken blieb und keiner ohne Mühe und Schaden den Dünger vom Hofe bringen konnte. Die vier ordentlichen Wirthe sagten oft: „Laßt uns alle helfen, und das „Dorf mit Feldsteinen pflastern." Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht, sondern nahmen allerley andere Dinge vor, und der Ackerbau war ihre geringste Sorge. — Weit vom Dorfe weg, lag eine große Haide, die der Gemeine nichts eintrug. Nun hatte das Dorf wenig Holz; denn es war von jeher schlecht

damit

damit hausgehalten worden. „Laßt uns das Stück „Land hegen,“ sprachen die ordentlichen, „und Holz-„saamen darein säen, und das Vieh hüten, daß es das „junge Holz nicht abfrißt, bis es groß wird: so haben „doch wenigstens unsere Kinder Holz zu erwarten.“ „Das wäre uns eben recht,“ sprachen die unordentlichen, „bisher konnte man doch das Vieh darauf treiben, „und das müßte man dann unterlassen. Wenn der „Nutzen gleich nicht groß war: so kam doch das Bischen „noch uns zu gut; der Himmel weiß aber, wer das „Holz einmal hauen wird! Wir sollen nichts als „Mühe und Kosten haben, damit unsere Nachkommen „den Profit ziehen? Ey, unsere Nachkommen mögen „zusehen, wie sie sich durchschlagen! Ihre Väter sind „auch nicht erfroren, obgleich auf der Haide kein Holz „stand.“ Kurz, sie hielten in allem Guten das Widerspiel. Endlich bekam dieses Dorf eine ordentliche Obrigkeit. Da ward es anders. Die Rechtschaffenen wurden gelobt und geschützt, die andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen lassen, und die Widerspänstigen wurden gestraft.

Gott regiert die Menschen durch Obrigkeiten. Die Obrigkeit ist von Gott verordnet. Sie straft die Bösen, und ist der Frommen Schutz und Beystand.

Jedermann sey also willig unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Röm. 13, 1. u. f.

71. Das Gewitter.

Furchtsam war mit Wilhelm einst zur Arbeit auf dem Felde. Da kam ein Gewitter mit starken Blitzen und Donnerschlägen. Furchtsam sagte: „Komm! lie-„ber Wilhelm, laß uns laufen, dort steht ein hohler

„Baum, darin wollen wir uns vor dem Gewitter „verbergen! Mir wird ganz Angst bey dem Donner „und Blitze.“ Wilhelm sprach: „Nein, so unver„ständig bin ich nicht. Unter Bäume zu treten, die „oben dürre Zacken haben, wie dieser hat, ist nicht „gut bey einem Gewitter. Denn der Blitz fährt gern „an solchen Bäumen herunter. Das Gewitter ist eine „Wohlthat Gottes, es erschüttert die Erde, macht „durch warmen Regen das Land fruchtbar, und rei„niget die Luft. Wenn ich auch naß werde, mein „Zeug wird bald wieder trocken, und unter freyem „Himmel ist weniger Gefahr, als in dem hohlen Baume. „Oder meynest du, wenn Gott meinen Tod beschlossen „hätte, daß ich ihn dann durch den hohlen Baum „abhalten würde?“ Furchtsam ließ sich durch die Unerschrockenheit Wilhelms, welche auf vernünftige Gedanken gegründet war, bewegen, und blieb bey ihm. Als sie noch redeten, siehe, da schlug der Blitz in den hohlen Baum, worein sich Furchtsam verbergen wollte. Da fiel Furchtsam, als er sich vom Schrecken erholt hatte, Wilhelm um den Hals, und dankte ihm: „Lieber Wilhelm, du hast mir mein Leben gerettet!“ rief er. „Nur halb,“ sprach Wilhelm; „denn deiner „Folgsamkeit gegen meine Vorstellung gebührt die an„dere Hälfte.“

Furcht vermehrt allemal die Gefahr.

Der Furchtsame leidet doppelt, nämlich von wirklichen und eingebildeten Gefahren; und weiß sich vor Angst nicht zu helfen, wenn auch noch Rettungsmittel für ihn da wären.

72. Das Brennglas.

Einst schien des Frühlings die Sonne sehr hell in die Schulstube. Die Schulkinder hatten durch ihre Aufmerksamkeit ihrem Lehrer Freude gemacht, und er wollte ihnen wieder eine Freude machen. Da holte der Lehrer ein Brennglas, denn in seiner Gegend war ein solches Ding den meisten Bauersleuten damals noch unbekannt. Kinder, sagte also der Lehrer, was meynt ihr dazu? Es ist kein Feuer in der Stube, und ich will doch, mit Hülfe dieses Glases ein Stück Schwamm anstecken. Darauf trat er in die Sonne, ließ die Sonnenstrahlen in einer gewissen Entfernung durch das Glas auf den Schwamm fallen; da brannte der Schwamm. Eines von den Kindern, welches am meisten nachdachte, sprach: Lieber Lehrer! nicht wahr, die Sonne brennt; aber im Glase selbst ist kein Feuer? Du hast Recht, sprach der Lehrer, das Glas ist nur das Hülfsmittel, oder die Mittelursache dazu. Es macht, daß viele Sonnenstrahlen zusammen auf Einen Punkt fallen, denn es ist bauchigt geschliffen, nämlich in der Mitte dicker, als aussen herum. Weil denn nun durch das Glas so viele Sonnenstrahlen auf ein Fleckchen zusammen gebracht werden, so stecken sie brennbare Sachen in Brand, da sie ausserdem nur warm machen, aber nicht anzünden. Aber wer merkt unter euch auf noch etwas, das doch auch nöthig ist, wenn es anzünden soll? da riethen die Kinder bald auf dieses, bald auf jenes; aber keines traf es recht. Rathen hilft nichts, sprach der Lehrer, wo es blos auf Sehen und Bemerken ankommt. Doch ich will es euch sagen; ich muß das Glas in einer gewissen bestimmten

Weite

Weite von dem, was ich anzünden will, halten, sonst zünden die Sonnenstrahlen nicht, wie ihr sehen könnt.

Aber ich will euch noch einen Nutzen des Glases, welches auf die Art, wie dieses, geschliffen wird, kennen lehren. Alles, was man dadurch betrachtet, scheint größer, als es wirklich ist, wie ihr an den Buchstaben in diesem Buche sehen könnt, wenn ihr sie durch dieses Glas ansehet. Man hat auch noch kleinere, fast eben so geschliffene Gläser, als die zum Theil kaum so groß sind, als eine Linse. Durch diese betrachtet man ganz kleine Dinge, die man mit dem bloßen Auge gar nicht, oder doch nur sehr undeutlich sehen kann. Durch diese Gläser aber scheinen sie wohl 4000 mal größer, daher man sie Vergrößerungsgläser (Mikroskope) nennt. *) Die Ferngläser, oder Perspektive, sind auch sehr merkwürdig. Sie sind aus ein paar Gläsern in einer Röhre zusammen gesetzt. Das eine von den Gläsern macht heller und das andere größer. Sieht man also durch das Fernrohr: so kann man weit abgelegene Sachen, die man mit dem bloßen Auge nicht erreicht, ziemlich genau unterscheiden. Auf eine ähnliche Weise sind auch die großen Fernrohre gemacht, mit denen man in die Sterne sieht. Es giebt zwar auch einfache Gläser, mit denen man in

*) Zusammengesetzte Mikroskope vergrößern etliche dreyßig tausendmal. Unter einem Sonnenmikroskope scheint ein Haar dicker, als Daumensdick. Ein Floh über 3 Viertel Elle lang. Ja man macht jetzt Mikroskope, die 2 Millionen mal vergrößern.

in die Ferne sehen kann, aber diese sind nur für solche Leute, die ein kurzes Gesicht haben. Wer ein scharfes Auge hat, sieht ohne Glas eben so weit, als einer mit einem kurzen Gesicht durch solche Fernbrillen (Lorgnetten).

Da fragten die Kinder, ob die gewöhnlichen Brillen nicht auch solche Gläser wären? Nein, sagte der Lehrer, die Gläser an den gewöhnlichen Brillen sind in der Mitte ein klein wenig dicker geschliffen, die letztern aber, von denen ich euch sagte, ein wenig dünner.

Auch dienen die gewöhnlichen Brillen denen, deren Augen blöde geworden sind, nur dazu, um in der Nähe besser zu sehen, und nicht in der Ferne. Wer aber ein scharfes Gesicht hat, den hindern beyde Arten von Brillen im Sehen. Ihr, die ihr gesunde Augen habt und gut sehen könnt, danket Gott, lieben Kinder, daß er euch gesunde Augen geschenkt hat, womit ihr um euch her alle seine schönen Werke sehen könnt, und sündigt nicht mit euren Augen.

Wie kann man denn mit den Augen sündigen? fragten die Kinder. Auf mancherley Art, antwortete der Lehrer; am meisten aber, wenn man gerne Böses thun sieht.

73. Der Magnet.

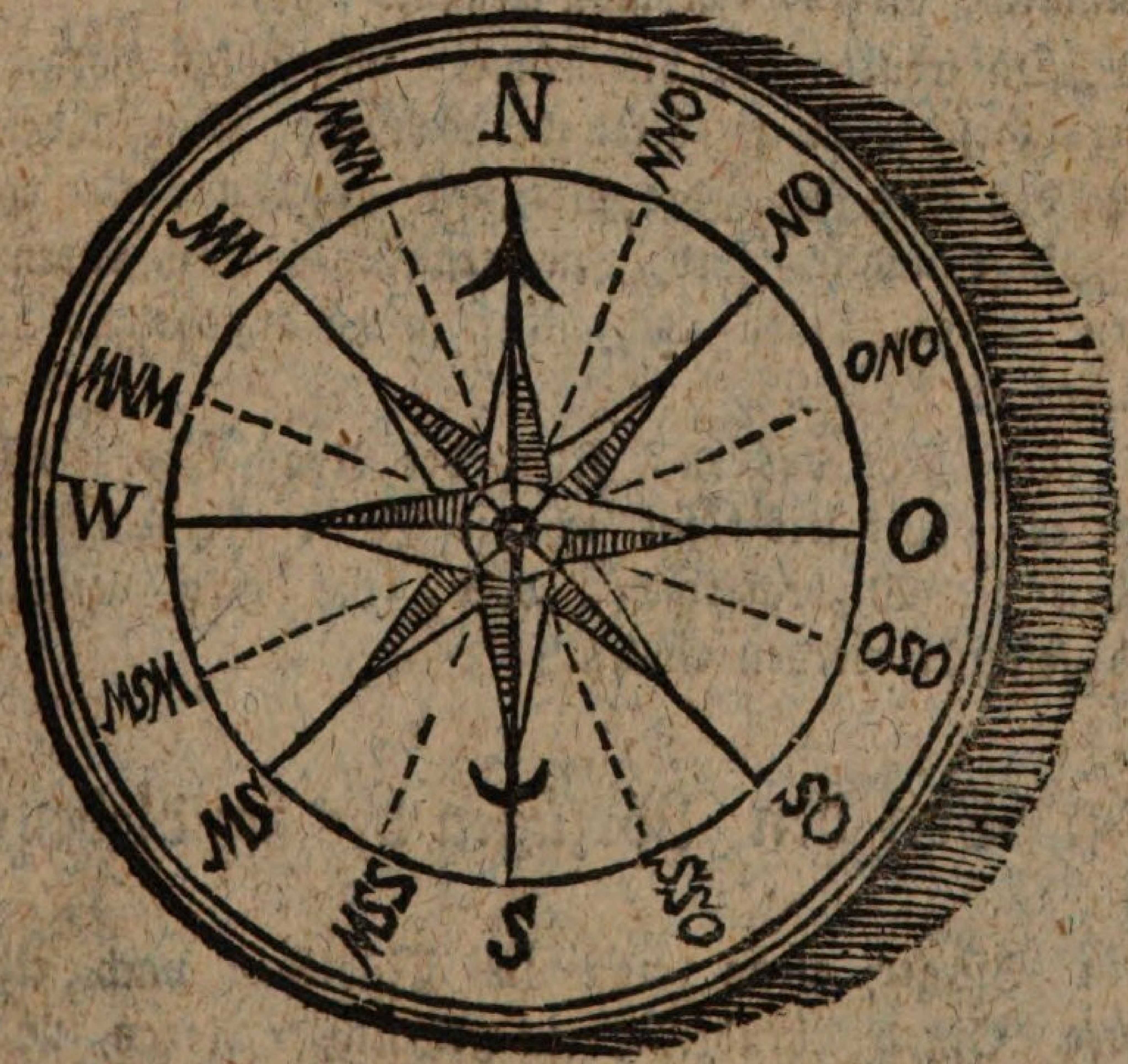
Ein Schullehrer versprach einstmahls seinen Schulkindern ein merkwürdiges Schauspiel. Erstlich nahm er einen Magnetstein, (der aus den Bergwerken gegraben wird und eine Art von Eisenstein ist), und ließ eines von den Schulkindern einen Schlüssel daran halten; und der Schlüssel blieb hangen. Zum andern

streute

streute er Eisenfeilspäne auf einen glatten Tisch, unter dem Tische strich er mit den eisernen Beschlägen des Magneten an der Tischplatte, da wo obenauf die Eisenspäne lagen, hin und her, und die Eisenspäne schienen zu tanzen, und hin und her zu laufen. Da verwunderten sich die Kinder sehr, und einige baten ihren Lehrer, er sollte ihnen doch erklären, wie das zugienge. Das kann ich nicht, ihr lieben Kinder, sprach er: aber natürlich ist es, und keine Zauberey. Denn, daß der Magnet die wahre Ursache ist, warum sich jetzt die Feilspäne bewegen, dieses seht und erkennt ihr; denn die Wirkung erfolgt jederzeit, und eben so gewiß, wenn ich, oder ein anderer den Magneten führt. Also wenn ihr künftig etwas seht, davon ihr nicht begreift, wie es damit zugeht; dann erinnert euch an die Wirkungen des Magneten, und hütet euch vor Aberglauben.

Aber lieber hätt' ich es gesehen, fuhr der Lehrer fort, wenn ihr mich nach dem Nutzen des Magneten gefragt hättet. Und er hat vielfachen Nutzen. Der wichtigste aber ist der, daß er den Schiffsleuten den Weg auf dem Meere zeigt. Ey! schrieen die Kinder, das ist wohl so gemacht, wie bey uns auf der Kreutzstraße, wo's auf dem großen Steine angeschrieben steht, wo jeder Weg hinzieht? Nein, Kinder, sagte der Schullehrer. Dieser Stein hat die Eigenschaft, daß, wenn man die Spitze eines kleinen stählernen Zeigers mit ihm bestreicht, und diesen Zeiger auf ein Stiftchen in's Gleichgewicht setzt, sich die bestrichene Spitze beständig gegen Norden drehen muß, man mag auch daran rütteln, so viel man will. Da man nun auf dem Meere keinen solchen Weg vor sich sieht, wie auf

dem festen Lande: so muß man sich genau nach den Himmelsgegenden richten. Um also recht pünktlich zu wissen, wo Norden ist, und nach diesem Punkte alle übrigen Erd- und Himmelsgegenden bestimmen zu können, nimmt man allezeit einen solchen mit Magnet bestrichenen Zeiger auf das Schiff. Der kleine Zeiger, den man die Magnetnadel nennt, und der mitten im Gleichgewichte ein Grübchen hat, damit er nicht von dem Stiftchen, worauf er sich umdreht, herunterfällt, ist nun in einer meßingenen runden Büchse angebracht, die oben einen Glasdeckel hat, und das ganze Ding wird ein Compaß genannt. Ihr könnt an diesem Compaß hier dieses alles sehen. Dreht ihn so oft um, als ihr wollt, und die bestrichene, und wie ein Pfeil gespaltete Spitze wird stets nach Norden weisen.



Durch diesen Compaß wissen also die Schiffer auf der großen See ihren Weg zu finden, und segeln nun einige tausend Meilen nach solchen Ländern, wohin zu Lande kein Weg und kein Fuhrwerk gehen kann. Durch die Schiffahrt haben sich die Menschen auf der Erde kennen gelernt. Sie handeln, das heißt, sie vertauschen ihren Ueberfluß gegen einander, und bezahlen entweder mit Waaren, oder mit Gelde. Die Waaren, welche oft sehr schwer sind, werden in Schiffen auch bequemer und wohlfeiler, als auf Wagen fortgebracht. Denn ein großes Schiff kann mehr fortschaffen, als tausend Wagen, jeder mit vier Pferden bespannt. Wir haben auch durch die Schiffahrt Gottes Herrlichkeit in der Schöpfung noch besser kennen gelernt, als zuvor, da wir fremde Länder nicht leicht besuchen konnten. Sehet, Kinder, so, und noch auf andere Art nutzt dieser unansehnliche Stein, den man Magnet heißt.

Da freuten sich die Kinder, und lobten Gott, der seinen Geschöpfen so bewundernswürdige Eigenschaften, und den Menschen die Vernunft gegeben hat, wozu die Dinge nützlich sind, zu erfinden. Auch baten sie ihren Lehrer, ihnen noch mehr solche angenehme Lehrstunden zu halten.

Wie geht das zu? fragt der Neugierige. Wozu nützt es, oder wie kann ich die Sache gebrauchen? so fragen die Wißbegierigen, oder, die gern verständig und geschickt werden wollen.

74. Von den Vorzügen des Landlebens.

Ein Bürger gieng einst im Frühlinge nach einem Dorfe. Gegen Abend kam ein gewaltiger Regen, und er ge-

getraute sich nicht, in dem Regen nach Hause zu gehen, sondern blieb in dem Dorfe. Nach kurzer Zeit trat der Hauswirth mit seinem Sohne herein, die von der Arbeit kamen; und nach den gewöhnlichen Grüßen entstand unter ihnen folgendes Gespräch:

Der Bürger. Nein, ich möchte kein Bauer seyn! In solchem Wetter pflügen, oder sonst draußen handthieren, das mag keine kleine Plage heißen, und wie oft ist im Jahre nicht schlechtes Wetter!

Der Hauswirth. Mühe ist keine Plage, lieber Herr! und dann ist das Wetter von Gott, und ist immer nützlich.

Der Bürger. Ja, das ist wohl wahr; aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl, aber darum nicht krank; und das macht die Gewohnheit, oft naß zu werden, daß es uns nicht schadet.

Der Bürger. Ihr sehet freylich nicht krank aus, mein Freund; aber ehe man das auch gewohnt wird!

Der Sohn. Von Jugend auf sind wir härter, als die Leute in der Stadt. Wir spielen als Kinder im kalten Wasser, und oft bey solchem strengen Wetter auf der Straße, da in der Stadt keiner sein Kind heraus ließe. Und überdieß sagt das Sprichwort: Arbeit wärmt.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Hauswirth. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber unsre sind überdem auch noch lustig. Wenn euch eine Lerche singen soll, so müßt ihr sie füttern; uns singen viele hundert

umsonst. Eure Professionen sind oft sitzend und unangenehm; eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen übel; und wie oft geht ihr mit Gift um, welches euch siech und elend macht. Uns aber erfreuen die schönsten Blumen durch's Gesicht und durch den Geruch zugleich. Und der Duft frischer gepflügter Erde giebt ein wahres Stärkungsmittel für unsre Gesundheit. Ein schöner Frühlingsmorgen ist etwas sehr herrliches, wovon aber in der Stadt wenig genossen wird.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr bringt euch nicht auch alles! Hitze und Nässe, Hagel und Sturm, Ungewitter, Krieg und Viehsterben, alles kann euch verderben. Aber wir, wir arbeiten immer fort, und wenn viel darauf geht, dann haben wir oft die meiste Nahrung.

Der Hauswirth. Ja, Herr, aber wir brauchen auch nicht so viel, als ihr, und als uns doch Gott gemeiniglich schenkt. Wenn es uns dann einige Jahre nach einander gelingt, dann können wir auch wieder einen Schaden ertragen. Und dann, so haben wir mehr Anlaß, durch alles, was um uns her geschieht, an Gott zu denken, und fromm zu seyn; denn wir sehen Gottes Werke täglich, und empfangen unsern Segen unmittelbar von ihm, der allem Fleische Speise, und dem Vieh sein Futter giebt, und dem Regen gebietet, auf daß die Höhen ihr Gewächs geben können.

Der Bürger. Dafür haben wir auch in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit, Hülfe in Krankheiten, Umgang und Anstalten, unsere Kinder etwas lernen zu lassen, als ihr. Auch ist unser Gottesdienst viel häufiger und prächtiger, unsere Häuser und Gärten

sind

sind schöner, und unsere Kleidung ist bequemer, als die eurige.

Der Hauswirth. Lieber Herr, unsere Armuth reitzt keinen, uns zu berauben, und wenn man uns Unrecht thun will, so schützt uns die Obrigkeit. Krank werden wir seltener, weil wir weniger schmausen. Unsere Kinder erziehen wir wohlfeiler und leichter, als ihr; Fleiß und gesunde Glieder sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst betrifft, so wissen wir, daß nicht die Menge der Gebete, sondern die Redlichkeit der Betenden, Gott angenehm ist; und oft singen wir mit mehr wahrer Andacht bey der Feldarbeit, als in mancher Kirche gesungen wird. Unsere Häuser decken uns vor dem Wetter; unsere Felder nähren uns hinreichend; und die Kleidung sowohl, als das Haus, macht uns nicht arm durch unnöthige Kostbarkeit.

Der Bürger. Ihr möcht sagen, was ihr wollt, ich werde kein Bauer.

Der Hauswirth. Lieber Herr! die Stadt hat ihre Vorzüge; aber das Land hat auch die seinigen. Es ist gut, wenn ein jeder seinen Stand liebt. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten: sondern nur zeigen, daß man als Ackermann recht glücklich seyn kann, wer sich nur darein zu schicken weiß.

75. Vom Wachsthume der Pflanzen.

Alles, was wächst oder größer wird, muß Nahrung haben. Die Erde hat solche Nahrung, oder nährende Theile in sich, wodurch die Pflanzen wachsen. Aber

diese Theile können durch die Pflanzen aufgezehrt werden. Bald genug würde dieses geschehen, wenn nicht Luft, Thau und Regen rc. diese nährenden Theile wieder ersetzten. Am meisten wird die Erde fruchtbar gemacht durch geschickte Bearbeitung mit Graben, Pflügen und Eggen, wenn es zu rechter Zeit geschieht. Der Dünger oder Mist trägt auch das seinige bey. Er ist öhlicht und salzicht. Vom Oehle entsteht sein Geruch, und von der Fäulniß seine Wärme. Die Salztheile aber sind das, was am meisten düngt. Auf recht fetten und kurzen Dünger, der recht gleich auf dem Acker ausgebreitet werden muß, so daß allenthalben davon etwas vertheilt wird, kommt also viel an, wenn etwas wachsen soll. Auch sehr viel auf guten, reifen, am Keim unbeschädigten, und vom vermengten Unkraute gereinigten Saamen. Ingleichen darauf, daß nicht oft einerley Getreide auf denselben Fleck Acker gesäet, sondern mit den Getreidarten so viel möglich abgewechselt wird.

Das Unkraut säet sich selbst, wie z. B. Hederich, Radel, Toll- und Flughafer, Disteln und anderes mehr; oder es vermehrt sich durch die Wurzeln, davon ein jedes abgerissene Stückchen fortwächst, wie die Quetten oder Quecken und Brombeerstauden. Es ist allen guten Pflanzen schädlich; denn es wächst schneller, raubt ihnen die Nahrung, und erstickt sie. Man muß daher seinen Acker davon zu reinigen suchen, und alle hieran gewandte Mühe nicht scheuen, weil sie reichlich vergolten wird.

Wer von Einem Malter Aussaat nur 4 oder 5 Malter wieder bekommt, muß damit nicht zufrieden seyn, sondern, je nachdem die Fruchtart, die Landschaft und der Boden beschaffen sind, 8 bis 10 wohl

wohl auch 12mal so viel wieder zu ärnten suchen, als er ausgesäet hat. Der verständige Landwirth muß also nicht so wohl darauf bedacht seyn, die Zahl seiner Aecker zu vermehren, als vielmehr diejenigen, die er schon hat, zu verbessern; denn mit eben so viel Zeit, Gespann, Gesinde, Arbeit und Einsaat wird alsdann so viel und mehr Getreide gewonnen, als von einer größern Morgenzahl.

Bey der Vermehrung der Aecker ist es nicht also. Da muß man oft das gute Land um des schlechten willen versäumen, oder mehr Vieh und Gesinde halten, als es einbringt, und hat am Ende, wegen des vielen Aufwands und der Bestellungskosten, nicht mehr übrig, als der andere, der weniger Land hat. Aber auf das Uebrighaben, oder auf den Ueberfluß, den man nicht in der Wirthschaft verbrauchen muß, sondern verkaufen oder verhandeln darf, kommt alles bey der Landwirthschaft an. Die Ursache davon ist, weil dadurch Geld zu baaren Abgaben und Bedürfnissen, die der Landmann um Geld kaufen muß, und zur Vermehrung des baaren Vermögens beygeschafft wird.

Michel hatte 30 Morgen in jeder Fluhr, zusammen also 90 Morgen. Von den zwey Dritteln, die mit Frucht bestellt waren, ärntete er zusammen 200 Malter Getreid; aber für Aussaat, für Abgaben an Gülten, für Schiff und Geschirr, für Gesindslohn, für Taglöhner und für Menschen und Vieh in der Haushaltung giengen davon 160 Malter ab, folglich blieben ihm nur 40 zum Gewinn.

Hans hatte 15 Morgen in jeder Fluhr, zusammen also 45 Morgen, folglich nur halb so viel, als Michel; daher bekam er auch nur halb so viel Getreid, nämlich

 100 Mal-

100 Malter; bey seiner geringen Wirthschaft brauchte er aber nur 40 Malter, und behielt demnach doch 60 Malter zum Gewinn übrig, indeß Michel kaum 40 Malter profitirte. Hans war also bey 45 Malter reicher, als Michel bey 90 Morgen *). Denn man wird nur durch das reich, was man übrig hat.

Gottes Segen ist gemeiniglich bey der fleißigsten und verständigsten Wirthschaft. Denn Hagelschlag, Ueberschwemmungen, Dürre, Brand, Viehsterben und Krieg sind ungewöhnliche Fälle, und treffen die faulen sowohl, als die fleißigen Wirthe.

Oft sagt der Landmann: „Gott hat meine Aerndte „nicht gesegnet," da er doch sagen sollte: Ich bin faul oder unverständig gewesen; ich habe das Land nicht besorgt: ich habe schlechten Saamen gesäet, ich habe Stroh statt Mist, auf den Acker gefahren; ich habe zur Unzeit Brache gepflügt; ich habe das Wasser im Winter von der Saat nicht abgeleitet rc.

Gott segnet gewöhnlich mittelbar. Wer also die rechten Mittel, als die Ursachen einer guten Aerndte, nicht anwenden will, der darf auch die gute Aerndte, als die gute Wirkung nicht erwarten.

76. Die Bewegung der Erde um die Sonne.

Ist denn rund um die Erde Himmel? fragte einstmals ein Schüler seinen Lehrer. Nicht eben so, wie eine Nußschale den Kern umgiebt, antwortete der Lehrer, nicht

*) Die Bestimmung nach der Morgenzahl ist sehr schwankend. Hier ist der Morgen zu 180 Nürnberger □ Ruthen gerechnet.

nicht so mußt du dir es vorstellen. Denn der Himmel ist kein festes oder gläsernes Gewölbe, sondern es ist die Luft, die alles trägt und umgiebt.

Der Schüler. Wie kann denn die Erde, da sie so groß und schwer ist, wie man sagt, von der Luft getragen werden, da doch die leichteste Feder nicht lange in der Luft bleibt, sondern niedersinkt und fällt?

Der Lehrer. Du hast recht, mein Sohn, mir diese Frage vorzulegen. Denn dir ist noch nicht bekannt gewesen, was ich dich jetzt lehren will. Würdest du dich wohl wundern, daß eine Kugel nicht aus meiner Hand fällt, wenn ich mit meinen zehn Fingerspitzen sie um und um hielte?

Der Schüler. Nein!

Der Lehrer. Warum denn nicht? Sie könnte ja doch auf einer oder der andern Seite herabfallen.

Der Schüler. Das wäre wohl nicht möglich, so lange Sie ihre Finger um und um an die Kugel anstemmten.

Der Lehrer. Richtig! Was denn nun hier sichtbar durch meine Hand, oder vielmehr durch meine Finger geschieht, das thut bey der Erde und bey allen andern Himmelskörpern, eine von Gott geschaffene unsichtbare Kraft, die gleichstark auf allen Seiten gegen die Erde zudrückt; und alles, was zu der Erde gehört, hat eine Neigung, wieder auf die Erde, von der es genommen ist, herabzufallen. Wenn du einen Stein noch so hoch in die Luft wirfst, oder eine Ku-

 gel

gel in die Höhe schießest: so fällt sie nie neben der Erde vorbey, sondern immer wieder auf sie herunter. Diese Eigenschaft nennt man die Schwere.

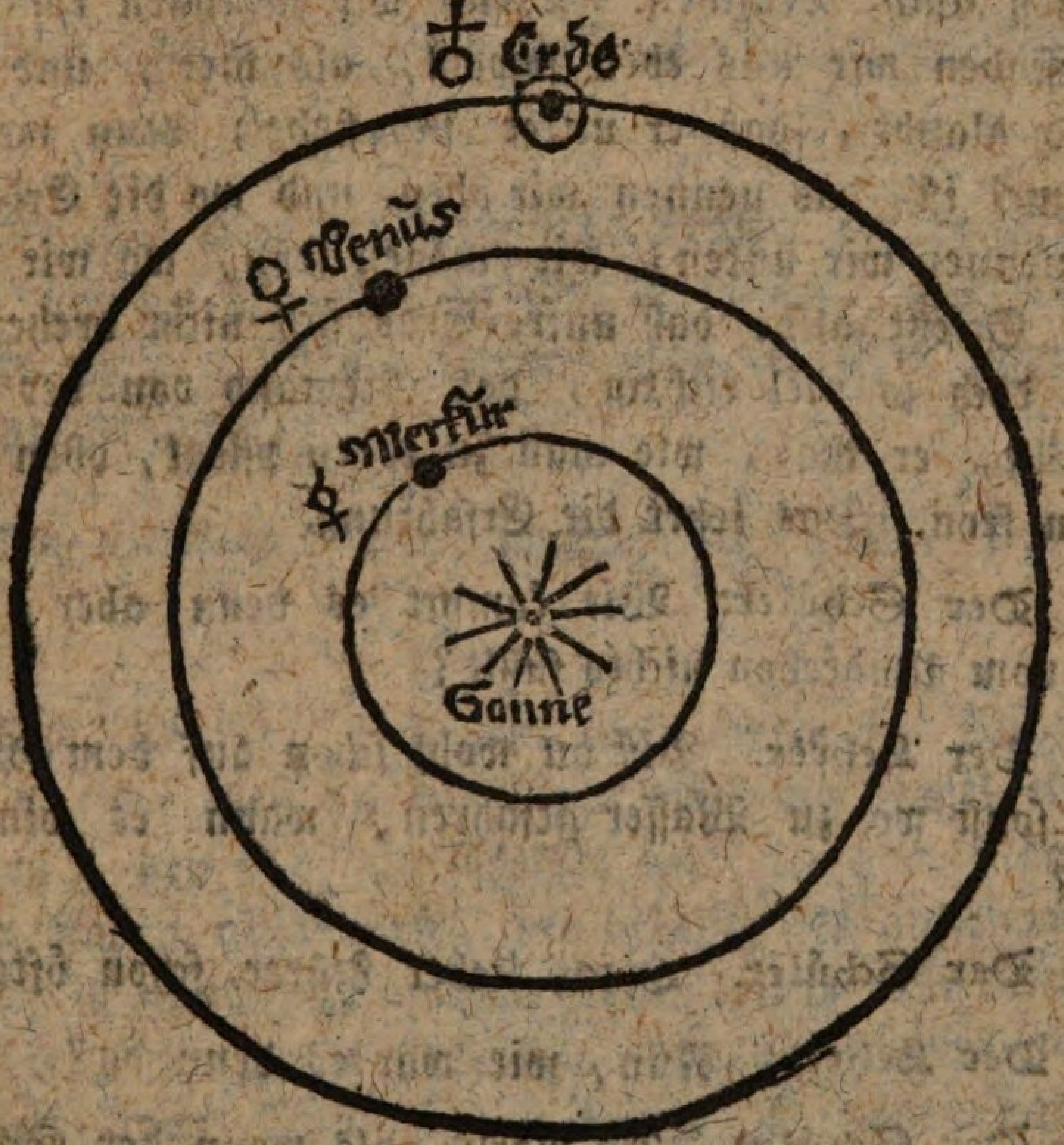
Der Schüler. Die Erde wird also auf einem Flecke festgehalten, und die Sonne lauft um sie herum?

Der Lehrer. Nein, mein Sohn! die Erde lauft in einem Zirkel um die Sonne herum, und die Sonne steht in der Mitte. Sie dreht sich zwar auch; aber ihr Drehen ist so unmerklich für uns, daß wir fast sagen können, sie steht ganz stille. Du mußt dir die Sache so vorstellen, wie die Ringeln auf einer Schießscheibe *). Das Schwarze, oder der Mittelpunkt der Scheibe, stellt die Sonne vor. Die Ringeln außen herum, sollen nun die Zirkel andeuten, auf denen die Erde und die übrigen Planeten, von denen ich dir morgen sagen will, herum laufen. Einige Ringeln sind näher bey der Sonne, und andere sind weiter weg. Unsre Erde ist denn nun, so zu sagen, auf dem dritten Ringel, und die andern Planeten sind zum Theile der Sonne näher, zum Theile ferner. Alle 24 Stunden drebt sich die Erde um sich selbst herum, wie sich ein Rad um die Axe drebt, und in einem Jahre kommt sie um den großen Zirkel herum, den sie um die Sonne lauft. So drehen sich die Räder um ihre

Axe

*) Diese muß man sich aber nicht an einem Pfahle hängend, sondern auf der Erde liegend vorstellen. Nicht über sich und unter sich laufen die Planeten um die Sonne, sondern beyläufig wie die Ringe auf einer liegenden Scheibe.

Axe und laufen dabey doch immer ihren Weg weiter fort.



Der Schüler. Da kommen wir ja manchmal, so zu sagen, auf die Köpfe zu stehen, wenn sich die Erde herumdreht. Warum fallen wir denn nicht von der Erde weg?

Der Lehrer. Erinnerst du dich nicht mehr, was ich oben gesagt habe?

Der Schüler. Ach ja, lieber Lehrer. Alles, was zur Erde gehört, wird durch eine unsichtbare Kraft immer auf sie hingedrückt, daß es nicht ganz von ihr weg kann.

Der Lehrer. Ueberdies können wir ja rund um die Erde herumreisen, und gerade unter unsern Füssen wohnen auch Menschen. Wenn wir zu ihnen kommen, so befinden wir uns eben sowohl, als hier, und niemand glaubt, daß er unter sich stehe; denn wo der Himmel ist, das nennen wir oben, und wo die Erde ist, das nennen wir unten, wir mögen seyn, wo wir wollen. Gesetzt also, daß unsre Erde sich nicht drehe: so wäre doch so viel richtig, daß Niemand von der Erde wegfällt, er mag, wie man zu reden pflegt, oben oder unten seyn. Das lehrt die Erfahrung.

Der Schüler. Wie kommt es denn aber, daß man vom Umdrehen nichts fühlt?

Der Lehrer. Bist du wohl schon auf dem Mayn oder sonst wo zu Wasser gefahren, wann es windstill war?

Der Schüler. O ja, lieber Lehrer, schon öfters.

Der Lehrer. Nun, wie war es denn da?

Der Schüler. Da war's, als wenn der Schelch (Kahn) stille stünde, so sanft gieng's; aber die Berge, Bäume und Dörfer am Ufer schienen zu laufen.

Der Lehrer. Noch viel gleicher und sanfter ist die Bewegung der Erde. Und nun weißt du auch aus dem obigen Beyspiel, warum die Sonne zu laufen scheint, ob sie gleich stille steht. Nach diesem Anscheine richtet sich auch die Bibel, wenn sie vom Laufen und Stillstehen der Sonne redet. Jos. 10, 12. Ps. 19, 6. 7.

Der Schüler. Warum lauft denn aber die Erde nicht von der Sonne weg, sondern immer rund um sie herum?

Der

Der Lehrer. Weißt du noch, was der Magnet für eine Kraft hat?

Der Schüler. O ja, er zieht Stahl und Eisen an sich.

Der Lehrer. Eine ähnliche Kraft, unsere Erde und die übrigen Planeten an sich zu ziehen, hat nun auch die Sonne, und deßwegen muß die Erde immer um sie herumlaufen.

Der Schüler. Das versteh' ich nicht, lieber Lehrer.

Der Lehrer. Ich will dir's erklären. Nimm einmal an: da oben an der Decke wär' ein Nagel eingeschlagen, der stelle die Sonne vor. An dem Nagel wär' ein Faden angeknüpft, der bedeute die anziehende Kraft der Sonne, und an dem Faden hieng' eine Bleykugel, die zeigte unsre Erde an. Wenn ich denn nun der Kugel einen Stoß gäbe, würde sie wohl gerade fort fliegen?

Der Schüler. Nein, lieber Lehrer, sie könnte ja nicht, weil sie der Faden, oder die anziehende Kraft zurückhält.

Der Lehrer. Was wird denn also die Kugel thun?

Der Schüler. Sie wird im Ringel herum laufen.

Der Lehrer. Richtig, mein Sohn. Die Erde hängt nun freylich nicht an einer Schnur; aber sie

wird

wird doch durch eine unsichtbare Kraft (wie du bey dem Magnet gesehen hast), gegen die Sonne gezogen, und von Gott ist es schon so eingerichtet, daß sie niemals stille stehen kann, sondern immer auf ihrer Bahn fortlaufen muß.

Der Schüler. Nun begreif' ich das Ding, und merke, daß der Schulunterricht klug macht. Aber vergeben Sie mir eine Frage: Ist denn die Erde rund oder eckicht?

Der Lehrer. So rund und glatt wohl nicht, wie eine Bleykugel. Du weißt, es giebt Berge und Thäler; aber wenn man die Größe des Ganzen bedenkt, so verschwinden alle diese beträchtlichen Höhen und Tiefen. Denn, wenn man so weit von der Erde sich weg stellen könnte, daß man sie ganz, wie eine Kugel, übersehen könnte: so würde sie, in einer gewissen nöthigen Entfernung, uns völlig rund vorkommen. So wie etwa auf den thönernen Kugeln, oder Schussern, womit ihr als Kinder spielt, Ungleichheiten sich befinden, ihr diese Kugeln aber doch rund nennet; so nennt man auch die Erde rund, oder eine Kugel, aller Berge ungeachtet.

Der Schüler. Woher kommt denn Tag und Nacht?

Der Lehrer. Davon wird es auf der Erde bey uns Tag, wann die Seite der Erde, auf welcher wir wohnen,

wohnen, sich gegen die Sonne kehrt; und Nacht, wann sie sich von der Sonne wegwendet.

Tag-Seite der Erde.

Nacht-Seite der Erde.

Wenn ich auf eine Kugel die Namen der Welttheile schriebe, sie hier in die Sonne setzte, und langsam herumdrehte: so hättest du ein deutliches Beyspiel davon; denn die Länder, welche jetzt die Sonne beschiene, hätten ihren Tag, und die nicht beschienenen Länder ihre Nacht.

Der Schüler. Welche Weisheit hat Gott im Baue der Erde bewiesen, lieber Lehrer!

Der Lehrer. Erbaue dich oft, mein Kind! an solchen guten Gedanken. Wann du nun die schönen Beschreibungen in der Bibel liesest, von der Herrlichkeit und Weisheit Gottes: so wirst du das eher fassen und glauben können. Dieser Glaube aber wird dich vorbereiten, auch das zu glauben, was von Gottes

An-

Anstalten, uns ewig glücklich zu machen, darin geoffenbaret ist.

Ps. 74, 16. Tag und Nacht ist dein Werk, o Gott! Du machest, daß die Sterne ihren gewissen Lauf behalten.

77. Eine kurze Nachricht von der Welt.

Im Anfange einer hellen Sommernacht, saßen einstmals Vater und Sohn vor der Thüre ihres Hauses. Der Anblick so vieler leuchtenden Sterne rührte den Sohn. Ach, lieber Vater, sprach er, noch nie sah ich den Himmel so schön!

Der Vater. Und doch bist du zwölf Jahre alt, und hast also schon manche helle Nacht erlebt!

Wilhelm. Ja wohl! aber ich habe nur nicht Achtung darauf gegeben.

Vater. Das war es, mein Sohn! Und David hat also wohl recht, wenn er sagt: Groß sind zwar die Werke Gottes: aber nur der hat Lust daran, der darauf achtet. Ps. 111, 2.

Wilhelm. Ich will auch nun auf alles recht achten, was Gott gemacht hat, damit ich Gott recht kennen und lieben lerne. Aber, lieber Vater! ihr wißt ja so viel Gutes, erzählt mir doch etwas von Himmel und Erde, und was eigentlich die Sterne seyn mögen.

Vater. Das alles zusammen wird die Welt genennt. Wer also dieses Wort Welt gebraucht, soll damit meynen alles Sichtbare, was Gott geschaffen, oder gemacht hat.

Wilhelm. Kennen wir denn alles, was Gott geschaffen hat, lieber Vater?

Vater. Nein, nicht alles. Manches ist sichtbar, und manches unsichtbar. Sichtbar sind alle die Dinge, welche in unsere Sinne fallen, solche Dinge, z. B. die wir mit gesunden Augen sehen, und mit unsern Gliedern fühlen können. Doch davon ein andermal! Jetzt wollen wir von den Sternen reden, die du da schimmern siehst. Einige haben ein eigenes Licht, so wie unsere Sonne, diese heißen Fixsterne; andere haben kein eigenes Licht, sondern werden von solchen Sonnen erleuchtet, und diese heißen Planeten. Die nun zu einer von diesen Sonnen gehören, die machen mit ihr ein besonderes Ganzes aus, so wie Glieder deines Körpers zusammen gehören, und ein Ganzes ausmachen. Zu unserer Sonne gehören auch solche Sterne, die man Planeten nennt. Man zählt deren 7, giebt ihnen besondere Namen und schreibt sie mit besonderen Zeichen. Sie heißen:

Merkur ☿, Venus ♀, Erde ♁, Mars ♂, Jupiter ♃, Saturn ♄, und Uranus ♅.

Unter diesen allen kennst du wohl, außer unserer Erde, keinen so gut, als die Venus, den sogenannten Morgen- und Abendstern. Außer diesen sieben Hauptplaneten

neten giebt es nun auch noch mehrere Nebenplaneten, die zu den Hauptplaneten gehören und beständig um sie herum laufen. Der Nebenplanet, der zu unserer Erde gehört, ist bekanntermaßen der Mond ☽, der uns unter allen am nächsten steht und daher am größesten scheint. Der Uranus wurde er im Jahr 1781. von einem gebornen Deutschen, (einem Hannoveraner) Namens Herschel, in England entdeckt, und ist also von dem berühmten Wetterpropheten, der den abergläubigen hundertjährigen Kalender schrieb, übersehen worden. Du, lieber Wilhelm, weißt schon, daß es mit dem Regieren der Planeten lauter Possenwerk ist. Weil der Merkur am nächsten bey der Sonne steht, und der Saturn und Uranus am weitesten davon entfernt sind: so schließt man zwar, daß es auf dem Merkur heißer seyn werde, als auf dem Saturn und Uranus; aber das wäre Narrheit, wenn wir glauben wollten, daß dieses oder jenes Jahr für uns außerordentlich heiß oder kalt seyn müsse, weil es einem Kalenderschmierer eingefallen ist, es dem Merkur oder Saturn zuzuschreiben. Die Kometen, vor denen man sich sonst so fürchtete, sind auch Planeten: aber sie machen so weite Reisen in einem ovalen Zirkel um die Sonne herum, daß sie gar viele Jahre brauchen, bis sie uns wieder so nahe kommen, daß wir sie sehen können. Die Sternkundiger haben es schon so weit gebracht, daß sie uns von einigen Kometen voraus sagen, wann sie wieder kommen.

Wilhelm. Wie groß sind denn wohl die Planetsterne?

Vater. Sie sollen sehr groß seyn, sagen die Leute, die dergleichen zu berechnen verstehen, und zum Theile viel größer, als unsere Erde. Denn unsere Erde ist auch ein solcher Stern, und wird von den Geschöpfen im Monde so gesehen, wie wir den Mond sehen, nur daß ihnen unsere Erde größer scheint.

Wilhelm. Was sagt ihr, lieber Vater! sind denn im Monde auch Geschöpfe?

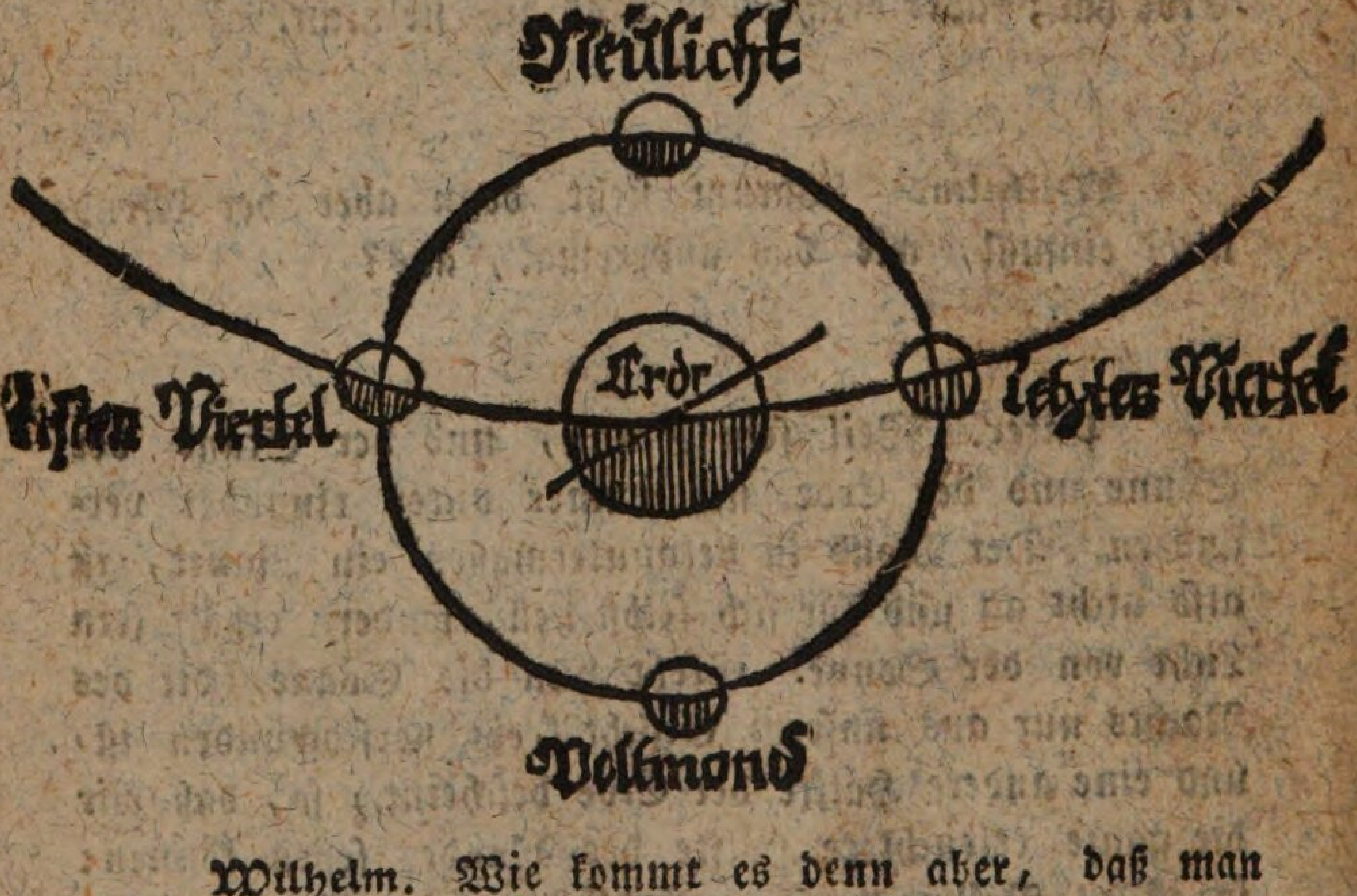
Vater. Verständige Leute vermuthen es aus vielen Gründen, weil der Mond viel ähnliches mit unserer Erde hat; aber beschreiben kann ich sie nicht.

Wilhelm. Warum sieht denn aber der Mond nicht einmal, wie das anderemal, aus?

Vater. Weil sein Stand, und der Stand der Sonne und der Erde sich immer unter einander verändern. Der Mond ist bekanntermaßen ein Planet, ist also nicht an und für sich selbst hell, sondern erhält sein Licht von der Sonne. Steht nun die Sonne (die des Nachts nur aus unserm Gesichtskreis verschwunden ist, und eine andere Hälfte der Erde bescheint,) so, daß wir die ganze erleuchtete Hälfte des Mondes sehen können: so ist es Vollmond ☉. Erblicken wir aber nur ein Stückchen von der hellen Seite, so nennt man es Mondsviertel. (☽ erstes ☾ letztes Viertel). Sehen wir endlich nur die Nachtseite des Mondes und

B.S.B.
MÜNCHEN

gar nichts von der erleuchteten Hälfte; so sagt man: es ist Neumond ●



Wilhelm. Wie kommt es denn aber, daß man sich mit dem Säen, Pflanzen, Aderlassen, Purgieren, Haarschneiden, Hochzeitmachen, ꝛc. nach dem Monde richten muß, wie ich schon oft gehört habe?

Vater.

Vater. Von mir hast du es wohl nicht gehört, lieber Wilhelm. Deine Mutter und ich haben im abnehmenden Monde Hochzeit gemacht, und sind doch, Gottlob! glücklicher gewesen, als viele, die im zunehmenden Monde getraut worden sind. Ich lasse zur Ader, wenn ich's Noth finde und Zeit dazu habe; richte mich beym Säen und Pflanzen nach den Umständen und nach der Witterung, ohne mich um den Mond zu kümmern, und doch steht mein Feld so schön, als eins auf der Fluhr und meistentheils schöner, als die Aecker der Kalenderbauern, die immer nach den Mondsbrüchen und himmlischen Zeichen sehen, und nicht einmal wissen, daß die Krebse, Skorpionen, Zwillinge, Fische, Widder, und wie sie heißen, gar nicht am Himmel vorhanden sind, sondern nur von den Sternkennern so angenommen werden, damit sie einander berichten können. (Hier dist das Sternbild, welches man die Zwillinge nennt, abgezeichnet.)

Wilhelm. Wie groß ist denn der Mond?

Vater. Die Gelehrten, die das Abmessen verstehen, sagen, daß er fast 50mal kleiner sey, als unsre Erde.

Wilhelm. Wie groß ist denn unsre Erde?

Vater. Weißt du, wie viel Zeit dazu gehört, um im gewöhnlichen Schritte eine Meile Weges zu gehen?

Wilhelm. O ja, lieber Vater! Zwey Stunden geht man gemeiniglich, wenn man sagt, man sey eine Meile Weges gegangen.

Vater. Nun, so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß unsre Erde fünftausend und vierhundert solcher Meilen im Umkreise hat.

Wilhelm. Das ist ja sehr groß! und die Sterne sollen zum Theil noch größer seyn? Sonst dacht' ich, die Sterne wären nur kleine Pünktchen, und die Sonne kaum so groß, als die Uhrscheibe an unserm Kirchthurme.

Vater. Da irrtest du sehr, mein Sohn, wenn du dieses glaubtest. Es sind sehr wenige von den Sternen, die du siehst, welche nicht viel größer wären, als unsere Erde. *) Aber weil sie so weit von uns entfernt sind, darum scheinen sie uns kleiner, als sie sind. Du sagtest von der Uhrscheibe an unserm Kirchthurme. An diesem Beyspiele will ich dich morgen

*) Nach Berechnung der Sternkenner, ist Jupiter, welcher 108 Millionen Meilen von der Sonne entfernt herumlauft, 1478mal größer, als unsre Erde.

gen überführen, daß, wann uns etwas Entferntes klein scheint, wir es darum nicht für so klein halten müssen, als es das Ansehen hat.

Wilhelm. Ach, lieber Vater, vergebt mir noch eine Frage: Sehen denn alle Menschen auf der Erde so aus, als wie wir?

Vater. Davon wollen wir bey der ersten guten Gelegenheit weiter reden. Jetzt gehen wir zu Bette, denn es ist spät, und loben Gott vorher, der uns an seinen Geschöpfen erkennen läßt, wie groß und gut er sey. Weißt du nicht ein schönes Lied, welches sich dazu schickte?

Wilhelm. Ja, lieber Vater, das Lied:

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewund'rung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll;
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preißt dich, du Gott der Stärke!
Du hast die Sonn' an ihm erhöht;
Du kleidest sie mit Majestät;
Du riefst dem Heer der Sterne.

Auch euch danke ich herzlich, lieber Vater, daß ihr mir dieses alles erzählt habt. Gott schenke euch dafür eine ruhige Nacht!

Vater. Dir auch, mein Sohn! *)

78. Von der Erde und den Geschöpfen, die darauf sind.

Wilhelm. Das hätte ich nicht gedacht, daß unsre Uhrscheibe am Kirchthurme so groß wäre! Nun glaube ich gern, was Ihr neulich von Sonne, Mond und Sternen sagtet. Aber, lieber Vater, ihr wolltet mir ja die Frage beantworten: Ob alle Menschen, die auf dem Erdboden wohnen, eben so aussehen, als wir.

Vater. So wie es verschiedene Gewächse einer Art, z. B. mancherley Birnen in unserm Garten giebt; so giebt es auch verschiedene Menschen. Um sie zu unterscheiden, hat man die Farbe der Haut zum Kennzeichen gemacht; und da giebt es denn weiße, schwarze und kupferfarbigte. Es giebt zwar noch anders gebildete Menschen, von denen es aber nicht so gewiß ist, ob ihre Farbe und andere Besonderheiten nicht etwa Krankheit, oder doch zu selten seyen, als daß man eine eigene Gattung daraus machen könnte. Einige, und sonderlich die Schwarzen, haben alle ein kurzes, krauses Haar, wie ein Schaaf, dessen Farbe beständig schwarz ist.

Wil-

*) Landleute, welche mehr von der Sternkunde zu wissen verlangen, können sich aus Steinbeck's aufrichtigem Kalendermanne, der nur 18 kr. kostet, belehren.

Wilhelm. Vor diesen Leuten würde ich laufen und mich verstecken.

Vater. Und warum dieses? Es giebt unter ihnen sowohl gute Menschen und Freunde Gottes, als unter uns, wie du in der Bibel finden kannst.

Wilhelm. Ja, ich besinne mich, lieber Vater, auf den Spruch: Bey Gott ist kein Ansehen der Person; sondern unter allerley Volk, wer ihn verehret, und recht thut, der ist ihm angenehm. Aber die Leute wohnen wohl weit von hier? Nennet mir doch ihr Land.

Vater. Wenn du es merken willst, so will ich dir sagen, daß man das Stück der Schöpfung Gottes, oder den Planeten, worauf wir wohnen, die Erde nennet. Auf dieser Erde ist nun entweder festes Land, oder Wasser; und so viel man jezt weiß, etwas mehr Wasser, als Land. Das feste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Namen gegeben hat, um sie besser zu behalten: Europa, Asia, Afrika, Amerika und die Südländer, von denen noch vieles uns unbekannt ist, aber mit der Zeit entdeckt werden kann.

Wilhelm. In welcher Abtheilung wohnen denn wir, lieber Vater, und in welcher die Schwarzen und kupferfarbigten Menschen?

Vater. Wir in Europa, wo, so wie in Asia, die meisten weißen Leute wohnen. In Afrika sind die meisten Schwarzen, und in Amerika die meisten kupferfarbigten. Obgleich alle diese Abtheilungen große Inseln, oder rund mit Wasser umflossene Länder sind: so giebt es doch auch noch kleinere Inseln, die, ihrer Nähe wegen, zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden.

Wilhelm. Wie groß ist denn Europa, worauf wir wohnen?

Vater. Beyläufig hundert und sechzig tausend Quadratmeilen groß. Weißt du, was eine Quadratmeile ist, lieber Wilhelm?

Wilhelm. O ja, lieber Vater. Ein Quadratschuh ist ein viereckigter Platz, wo jede von den vier Seiten einen Schuh lang ist; folglich ist eine Quadratmeile ein viereckigter Platz, wo jede von den vier Seiten eine Meile lang ist. Aber 160,000 solche Plätze, das ist ja erstaunlich groß! Wenn ich nun zu jemand sagte: Mein Dorf liegt in Europa: so kann das ja kein Mensch finden, weil Europa so groß ist.

Vater. Eben deßwillen mußt du es genauer bestimmen; denn Europa hat gar viele Abtheilungen oder Länder. Eines davon heißt denn nun Deutschland, das liegt fast mitten in Europa, und stößt an Polen, Ungarn, Welschland, Frankreich und auch an das Meer. Wenn man aussen an der Grenze herumreisen wollte; so müßte man 600 Meilen machen. In diesem ganzen Lande sind denn nun beyläufig zweytausend dreyhundert Städte, und mehr als achtzigtausend Dörfer.

Wilhelm. Darin müssen aber viele Menschen wohnen.

Vater. Freylich, bey dreyßig Millionen. Weißt du, wie viel eine Million ist?

Wilhelm. Ja, Vater. Tausendmal Tausend.

Vater. Dieses große Land, das man Deutschland nennt, hat nun wieder gar viele kleinere Abtheilungen. Man nennt sie gewöhnlich Kreise, als Oestreich, Bayern, Schwaben, Obersachsen, Niedersachsen, Westphalen, Burgund, Oberrhein und Niederrhein. Unter diese gehört nun auch unser Vaterland Franken, das von verschiedenen größern und kleinern Herren beherrscht wird. Es ist ein sehr gesegnetets Land, das von wenig andern übertroffen wird.

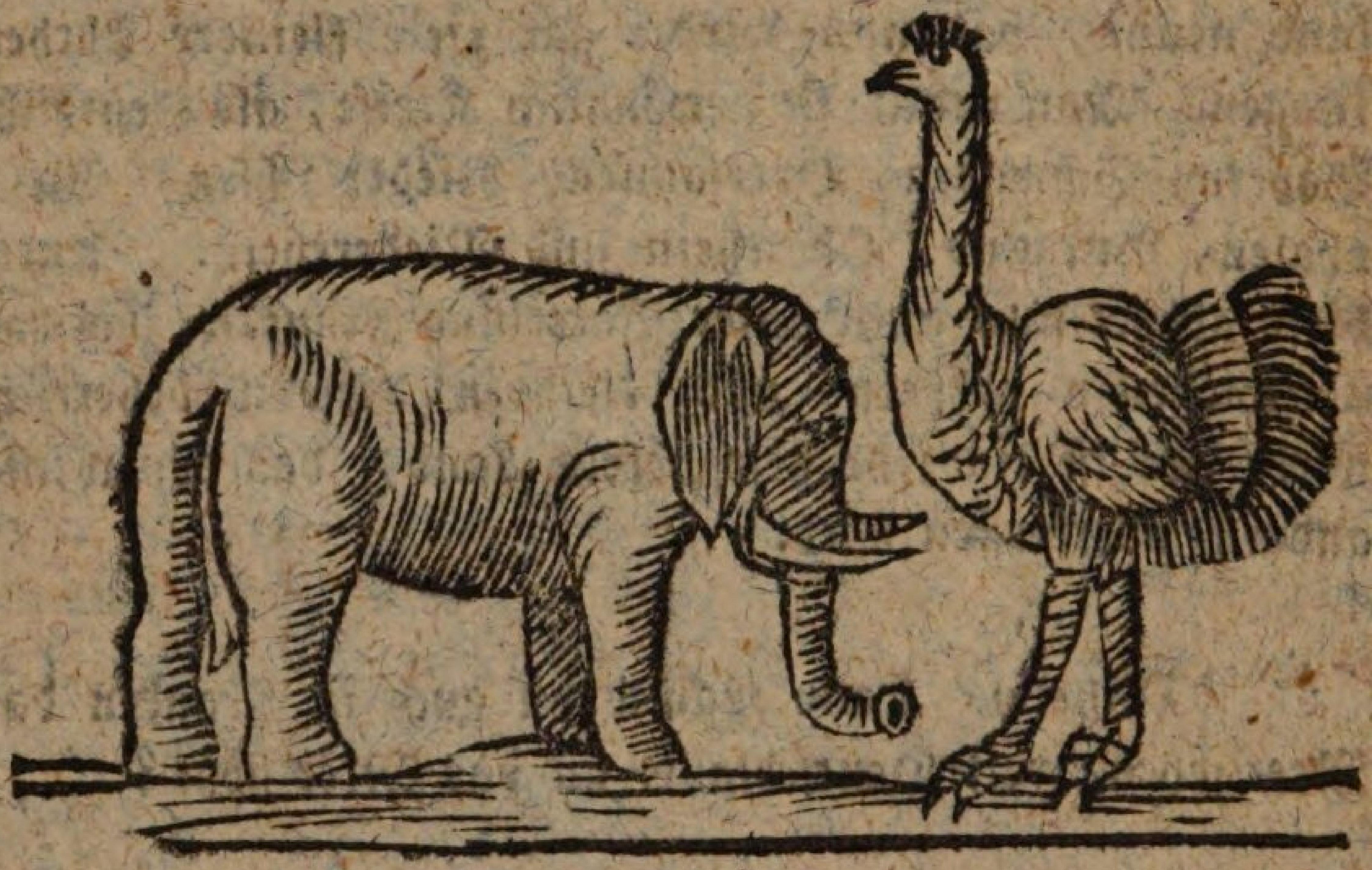
Wilhelm. Kann man denn auch in Franken das Meer sehen, weil Deutschland an das Meer stößt?

Vater. Nein, Wilhelm. Deutschland stößt zwar, z. B. in Niedersachsen, an das Meer; aber in Franken giebt es nur Flüsse. Wer also das Meer sehen will, muß nach Bremen, Hamburg, Lübeck oder sonst wohin.

Wilhelm. In der See sollen ja große Fische seyn, lieber Vater?

Vater. In der See und auf dem Lande giebt es sehr große, und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere giebt, die länger und dicker sind, als der stärkste Stamm eines Eichbaums? Dergleichen sind die Wallfische und andere Seethiere. Auf dem Lande ist der Elephant das größte Thier, der auf seinem Rücken ein kleines Haus und über dreyßig Mann darin tragen kann; so wie unter den Vögeln,

der Strauß, welcher größer ist, als ein Reuter auf einem großen Pferde.



Wilhelm. Das ist entsetzlich, was das für Fische und Vögel seyn müssen! Ein Fisch, wie ein Eichbaum, und ein Vogel, wie ein Reuter! und der Elephant, was das für ein Riese seyn muß!

Vater. Aber nun giebt es auch so kleine Thiere, die noch viel tausendmal kleiner sind, als eine Milbe, und die doch noch viel kleinere Glieder an ihrem so kleinen Körper haben müssen, welche Glieder alle sehr künstlich und ordentlich gemacht sind.

Wilhelm. Lieber Vater! diesesmal wollt ihr mich auf die Probe stellen. Wie hat denn ein Mensch diese Thiere selbst sehen können? viel weniger ob sie künstliche Gliedmassen haben, da sie noch viel kleiner seyn sollen als eine Milbe? Da muß einer ja schon gute Augen haben, der eine Milbe nur erkennen will.

Vater.

Vater. Mein lieber Sohn, erinnere dich an die Geschichte mit der Sonne und den Sternen, die du für so klein hieltest; und dein Urtheil wird bescheidener ausfallen. Gewiß ist alles, was ich dir sage. Denn ich würde dir schaden, wenn ich bey deiner Belehrung scherzte. Freylich hätte man mit bloßen Augen weder diese Thiere, noch ihre kleinen Glieder gesehen; aber man hat die Kunst erfunden, sehr helles Glas so zu schleifen, daß uns kleine Dinge dadurch mehr als 30tausendmal größer scheinen. (Siehe Nr. 72. Seite 76).

Wilhelm. Das ist eine vortrefliche Erfindung! Aber, lieber Vater, wie herrlich ist Gott, der das alles, groß und klein, gemacht hat! Wie unzählbar sind also seine Werke! Wir mögen noch nicht die Hälfte davon kennen! Nun glaube ich es gerne, daß auch auf allen diesen Sternen Geschöpfe Gottes sind.

Vater. Sieh, mein lieber Sohn! das wird, wenn wir fromm sind, nach dem Tode vielleicht unserer Beschäftigungen eine seyn, die unzählbaren Werke Gottes besser, als hier zu erkennen, und dann seine Majestät mit allen Engeln und Seligen voll demüthiger Verwunderung zu verehren und anzubeten.

Wilhelm. Ach, lieber Vater! ich will auch recht fromm seyn. Wenn ich nur schon todt wäre und das alles sähe!

Vater. Nein, mein Sohn! sondern du mußt leben wollen, so lange Gott will, und dich hier in deinem Berufe treu, fleißig und rechtschaffen verhalten. Nur zu solchen wird Gott dereinst sprechen: Ey, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig

getreu

getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. Matth. 25, 21.

79. Der Alte.

(Zu dieser Numer gehört das Titelkupfer.)

An einem stillen Abende saß ein alter Bauer vor seiner Thüre. Im Mondscheine glänzte sein silberweißes Haar. Neben ihm stand sein Sohn, dem er das Gut übergeben hatte, und dessen junge Frau; ihr kleines Kind spielte vor seinen Füßen. „Meine lieben Kinder." sprach der Alte, „ich fühle, daß ich bald sterben werde; „denn ich bin alt und schwach. — Weinet nicht, daß „ich euch dieses sage; aber hört meine wohlgemeynten „Ermahnungen an: Bleibt fromm und redlich, hütet „euch vor Neid und Geitz; liebet Gott über alles, weil „ihr alles von ihm habt; seyd wohlthätig gegen die „Armen, fleißig in eurem Beruf, und ehrerbietig und „gehorsam gegen eure Obrigkeit. Seyd friedfertige „Nachbarn und Eheleute und erziehet eure Kinder zu „verständigen und rechtschaffenen Menschen, durch gute „Lehren und vornehmlich durch euer eigenes gutes „Beyspiel: so werdet ihr mit Ehren alt werden, und „einst, wie ich, den Tod gelassen erwarten können; „denn ich tröste mich nach Gottes Wort eines bessern „Lebens." —

Und als er diese Worte gesprochen hatte, da starb er.

80. Was

80. Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt manchmal Hans noch.

Vater! in der Schule lernen wir jetzt Lateinisch — erzählte der kleine einfältige Jochen seinem Vater Hans.

Was, sagte der Vater, *lateinisch*? könntet ihr *deutsch* dafür!

Am folgenden Tage hatte Hans etwas bey dem Schullehrer zu bestellen. Bey dieser Gelegenheit sagte er denn: er habe sein Lebtage gehört, daß die lateinischen Bauern nichts taugten, und daß er darum bäte, aus seinem Jochen keinen Lateiner zu machen.

Lieber Nachbar Hans, versezte der Schullehrer, wer hat ihm denn gesagt, daß sein Jochen lateinisch lernt? Nur deutsch, mit lateinischen Buchstaben gedruckt oder geschrieben, soll er lesen lernen: weil man heut zu Tage ganz deutsche Bücher mit lateinischen Buchstaben druckt. Mit der nämlichen Schrift wird auch englisch, französisch, italienisch und spanisch gedruckt und geschrieben; deswegen aber versteht man diese Sprachen noch nicht, wenn man die Buchstaben kann.

Aber die Schrift wird sehr schwer zu lernen seyn, meynte Hans.

Nichts

Nichts weniger als diess! erwiederte der Schullehrer. In drey Tagen muss Er, als ein alter Mann, die lateinische Schrift lernen, wenn Er nur will.

Ey, das möchte ich doch probiren, sagte Hans. Der Schullehrer gab ihm ein deutsches Buch, mit lateinischer Schrift gedruckt, mit nach Hause, und nach etlichen Tagen brachte es Hans wieder.

Herr Schulmeister, sagte er, nun soll mir niemand mehr sagen: *was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr*! Ich kenne nun die lateinischen Buchstaben so gut als die deutschen, und mein Jochen soll künftig alles lernen, was Sie für gut finden. Wenn es auch zu nichts hülfe: so trägt man doch nicht schwer daran!

Anmerkung. Auf der innern Seite des folgenden Blatts steht das lateinische a. b. c wo die Kinder alle Buchstaben, die sie nicht kennen, finden werden.

Nichts weniger als dieſs! erwiederte der Schullehrer. In drey Tagen muſs Er, als ein alter Mann, die lateiniſche Schrift lernen, wenn Er nur will.

Ey, das möchte ich doch probiren, ſagte Hans. Der Schullehrer gab ihm ein deutſches Buch, mit lateiniſcher Schrift gedruckt, mit nach Hauſe, und nach etlichen Tagen brachte es Hans wieder.

Herr Schulmeiſter, ſagte er, nun ſoll mir niemand mehr ſagen: *was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr*! Ich kenne nun die lateiniſchen Buchſtaben ſo gut als die deutſchen, und mein Jochen ſoll künftig alles lernen, was Sie für gut finden. Wenn es auch zu nichts hülfe: ſo trägt man doch nicht ſchwer daran!

Anmerkung. Auf der innern Seite des folgenden Blatts ſteht das lateiniſche a. b. c. wo die Kinder alle Buchſtaben, die ſie nicht kennen, finden werden.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochow, Friedrich Eberhard von, 1734-1805 / Rochow, Friedrich Eberhard << von>>, / Schlez, Johann Ferdinand,

Der Kinderfreund ein Lesebuch zum Gebrauche in Landschulen ; zwey Theile

Bd.: [1]

Nürnberg 1812

Paed.pr. 4460 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762022-3
(null)